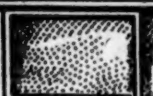
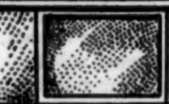
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 18. September 1912. No. 38.

Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Nun danket alle Gott!

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch bis jetzt getan.

Der ewigreiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not
Erlösen hier und dort.

„Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke."

Heimweh.

Ach, uns wird das Herz so leer
In dem Weltgebrause,
Und wir sehnen uns so sehr
Nach dem Vaterhause.

An dem Pilgerkleid hat man
Gar so viel zu stücken,
Und die Schuhe fangen an
Schmerzlich uns zu drücken.

Hätten Lust daheim zu sein,
Zu dem Herrn zu kommen,
Aller Erdennot und Pein
Ganz und gar entnommen.

Möchten, ganz von Schuld befreit
Und des Fleisches Mängeln,
Dort beim Herrn der Herrlichkeit
Dienen mit den Engeln.

Aber, Herr, verziehst du noch
Uns hinauf zu leiten,
O, so hilf, daß wir uns doch
Würdig vorbereiten.

O, wie wohl, wie wohl wird's tun
Recht gekämpft zu haben,
Und dann fröhlich auszuruhn,
Uns bei dir zu laben!

Uebe dich an der Gottseligkeit!

„Uebe dich an der Gottseligkeit," schreibt Paulus seinem Schüler Timotheus, und fährt dann fort: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." Der Gottseligkeit müssen wir also nachjagen, wenn wir glücklich werden wollen in Zeit und Ewigkeit. Der natürliche Mensch sucht seine Befriedigung in den vergänglichen Gütern dieser Zeitlichkeit, obgleich er immer wieder erfahren muß, daß sie unbeständig sind und dem Herzen, das nach Leben dürstet, nicht genügen können. Selbst Christen, die vom Geiste Gottes gerührt worden sind, bleiben mit ihren Wünschen und Hoffnungen immer wieder am Irdischen hängen, wie wenn sie nie das Wort gehört hätten: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist." Darum sei es auch heute wieder uns allen zum Bewußtsein gebracht: Weltseligkeit ist ein trügerischer Wahn, der nicht zum Ziele wahrer, innerer Befriedigung führt. Andere sehen das ein und wollen nichts von der Welt und ihren Dingen wissen. Das geht oft so weit, daß manche die von Gott gegebenen Ordnungen des natürlichen Lebens als etwas Unreines ansehen, mit dem der Christ nichts zu tun haben soll. So regten sich in der Gemeinde des Timotheus allerlei Irrgeister, welche verboten, ehelich zu werden, und diese und jene Speise unrein hielten. Auch der weitere Verlauf der Kirchengeschichte zeigt uns, wie viele auf Ehe und Familienleben verzichteten, in die Stille des Einsiedler und Klosterlebens sich zurückzogen und meinten, hier unter Wachen und Fasten, Kasteiungen und Bußübungen Gott in wohlgefälligerer Weise dienen zu können. Und was ist die Folge? Mit dem gesetzlichen Geist schleicht sich ein selbstgerechtes Wesen ein, das nicht zum Frieden führt. Es gibt nichts törichteres als solche Werkseligkeit, die mit äußerlichem Entsagen und Verleugnen vor dem heiligen Richter bestehen will, der das Herz ansiehet. Willst du zum inneren Frieden kommen, so suche Gemeinschaft mit deinem Gott, dem Ursprung deines Lebens, dem Herrn deiner Tage, dem Ziel deiner Bestimmung. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit!" Es ist nicht so, als ob die Gottseligkeit mit einer Glaubenstat für immer erlangt werden könnte und nun unser unentreißbarer Besitz würde. — Nein! Wie jede Kraft des Körpers und des Geistes Tag für Tag geübt werden muß, wenn sie nicht zurückgehen, sondern wachsen und zunehmen soll, so verhält es sich auch mit der Entwickelung unseres Christenlebens. Je mehr wir all unser Dichten und Trachten darauf richten, unserem Gott immer näher zu kommen, um so fester wird das Band, das uns mit ihm verknüpft, und um so reicher und voller ist die Seligkeit, die uns aus seiner Fülle zuströmt. Je mehr wir es uns zur Aufgabe machen, unser Leben nicht nach dem eigenen Gutdünken, sondern noch Gottes Willen und Geboten einzurichten, um so sicherer wird unser Gang, um so weniger können uns die Versuchungen, die bald von dieser, bald von jener Seite an uns herantreten, vom rechten Wege abbringen. Im steten Aufblick zu Gott, im Hören auf seine Stimme, im Merken auf das Mahnen seines Geistes und im Gebetsumgang mit ihm wächst auch unsere Erkenntnis des göttlichen Willens und schärft sich unser Gefühl für das, was wir als Kinder Gottes zu tun und zu lassen haben, so daß wir gewisse Schritte tun auf der Bahn, die uns vorgezeichnet ist. Mit Recht sagt Luther: „Der Christ ist ein Werden und nicht ein Sein." Merke dir's also, das neue Leben, das in dein Herz gepflanzt worden ist, als du deinem Gott in bußfertigem Glauben dich ergabst, soll immer mehr mit seiner heiligenden und beseligenden Kraft dein ganzes Wesen durchdringen, seine Wurzeln in die Tiefe senken, seinen Stamm in die Höhe treiben, und seine Zweige nach allen Seiten ausbreiten. Das kann nicht geschehen, wenn du dich nicht ganz hergibst und allen Fleiß anwendest, daß die fromme und gottselige Gesinnung in allen Verhältnissen des Lebens zur Geltung gebracht und im Kampf gegen die Trägheit des eigenen Fleisches und die Hemmnisse, die von außen kommen, durchgesetzt werde. Darum übe dich an der Gottseligkeit. Jeden Morgen stehe auf mit dem Vorsatz: Ich will heute meine Seligkeit in Gott suchen und behalten. In den Sorgen und Zerstreuungen deines Tagewerks habe deinen Gott vor Augen und im Herzen, und wenn es Abend wird, so lege dein Haupt nicht nieder, ohne für das, was du gefehlt und versäumt hast, Vergebung erlangt und den Frieden wieder gefunden zu haben.

Wohl dir, wenn du dich also an der Gottseligkeit übst! Du wirst finden, wie wahr es ist: „Die Gott seligkeit ist zu allen Dingen nütze." Die leibliche Uebung hat ja gewiß auch ihren Wert. Ein gesunder abgehärteter Körper ist ein edles Gut und es hat einen großen Wert, daß durch körperliche Uebung die Gesundheit unserer Jugend gestählt wird, aber Geist und Herz sind damit noch nicht auf die Bahn der richtigen Entwickelung gebracht. Auch das, was wir uns im leiblchen Leben an Verleugnung und Entbehrung gewöhnen, ist nützlich und heilsam. Der Leib darf wohl fühlen, daß er dem beherrschenden Willen des Geistes unterworfen ist und nicht nur den fleischlichen Trieben folgen darf. Wo das letztere droht, ist Fasten und leiblich sich bereiten eine feine äußerliche Zucht. Aber die Hauptsache ist und bleibt es doch, daß unser innerer Mensch in Gott seinen Halt und Frieden finde. Dann kann keine Sorge und Not, keine Gewissensunruhe, keine Todesangst das Herz verwirren und in Verzagtheit und Verzweiflung versetzen. Es heißt mit Recht: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Auch die Stellung, die der Christ in gottseligem Glauben zu der Welt und ihren Gütern und Gaben einnimmt, ist nicht die eines ängstlichen Knechts, der nie ganz frei ist von der Furcht vor dem Herrn, sondern die eines harmlosen Kindes, das freudig und dankbar hinnimmt, was der Vater ihm gibt. Was an Schönheit und Lieblichkeit in der äußeren Schöpfung niedergelegt ist, ist Gottes Werk; auch die edlen Gedanken und Kunstwerke, die der Menschengeist hervorbringt, stammen aus der Quelle des göttlichen Geistes. „Alle Kreatur Gottes aber ist gut," schreibt der Apostel, „und nichts verwerflich, das mit Dankbarkeit empfangen wird, denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet. Was du also mit dankbarem Herzen und mit betendem Aufblick zu Gott genießen kannst von all dem Guten und Schönen, das dir das irdische Leben in Haus und Beruf, im Freundeskreis, in der Natur draußen und in Kunst und Wissenschaft darbietet, das sei dir eine Freude und Schmuck des irdischen Daseins, ein Beweis der Liebe des himmlischen Vaters, von dem wir singen: „Er sieht mit Lust, auch wenn ein irdisch Glück uns froh und dankbar macht." Was wird er erst drüben, wo die Schwachheit abgetan ist und das Vollkommene beginnt, denen bereiten, die ihn lieb haben!

Der Einfluß eines gottseligen Wandels.

1. Petr. 3, 1. 2.

In einer kleinen Stadt im Norden Deutschlands an der Meeresküste, wo in einer sichern Bucht große und kleine Schiffe landen und viele Schifferkähne aus- und einfahren, wohnte bis vor einigen Jahren noch ein rauher Fischer und Schiffer, ein gottloser, dem Trunke ergebener Mann, mit seinem gläubigen Weibe.

Ihre kleine Wohnung, ein Zimmer mit kleiner Küche war in einem größeren Mietshause für Fischer und Bootsleute mitten unter Lagerhäuser dicht an der Meeresbucht. Hätten die Wände des kleinen Gelasses reden können, so hätten sie von Himmel und Hölle zu zeugen vermocht, vernahm man hier doch so manches Jahr hindurch die innigsten Gebete und Dankeslie-

der eines Kindes Gottes und die schrecklichen Flüche eines Gebundenen Satans; hier entfaltete sich die himmlische Gesinnung u. das Glück einer treuen Zionspilgerin und das Elend und die Sklaverei eines Knechtes der Sünde. So hätten jene Wände auch das feste Vertrauen des gläubigen Weibes zu Gott bezeugen können, das in Gebet und Flehen daran festhielt, daß ihr Mann noch gerettet werden möchte, und es sollte ihr nach ihrem Glauben geschehen, wie der Apostel schreibt: „Durch ihren Wandel ohne Wort." Aber ihr seliger Heimgang nahte, ohne daß sie schauen durfte, was sie glaubte und erbat.

Eines Tages ging B., ein alter Knecht Gottes wieder ans Meer, um, wie er zu tun pflegte, dort die kleinen Wohnungen der Fischer und Bootsleute aufzusuchen und hier das Wort des Lebens und Friedens zu verkündigen. Da trat ihm jener rauhe Seemann, der Gatte einer treuen Christin, entgegen und rief ihm zu: „Heda, Mann Gottes, stopp! Hier gibt's Arbeit für Sie." Herr B., stand sofort still und sah den alten Seemann hochaufgerichtet vor sich stehen. Er war heute offenbar ganz nüchtern, sonst wäre unser Freund seines Weges weitergegangen. Die Unterhaltung, die sich jetzt entspann, und die weitere Erzählung wollen wir nun lieber in den eigenen Worten unseres Freundes wiedergeben.

„Wünschen Sie mich zu sprechen?" fragte ich.

„Die Alte da drin will Sie gern nocheinmal sehen. Sie will auf die Ausreise, und dann möchte sie wissen, ob auch ihre Papiere alle in Ordnung sind."

„Sprechen Sie von Ihrer Frau?" fragte ich.

„Nee!" antwortete er lächelnd, „aber wenn Sie die Alte so nennen wollen — es ist bald aus mit ihr. Sie tut mir leid. Sie bat mich, Sie zu holen; nun segelten Sie gerade so schön an mir vorüber, da habe ich Sie nur anzuhalten. Kommen Sie mit!"

Ich folgte dem Alten die wenigen Schritte, und fragte ihn unterwegs: „Sind Sie ein Christ?"

„Nee, ich sicher nicht", sagte der Alte gutmütig. Dann aber wurde er heftig und fuhr fort:

Ich schwieg und folgte hm still in das alle; aber zu Eurer Sorte gehöre ich nicht. Und das ist sicher: Je weniger Mucker und Pfaffen auf dem Wasser und auf dem Lande sind, desto besser für beide."

Ich schwieg und folge ihm still in das alte Haus. Er blieb an der Tür des kleinen Zimmers stehen und schaute von der Schwelle aus durch die offene Haustür ins Freie. offenbar wollte er sich abwenden von dem Anblick seiner sterbenden Frau und auch kein Zeuge sein, wie dieselbe mich von ihrem dürftigen Lager begrüßte.

„Willkommen, Herr B.!" sagte die Sterbende zu mir mit schwacher Stimme und freundlichem Lächeln. „Dem Herrn sei Dank, daß sie so schnell kommen konnten. Gott hat mein Gebet erhört ich wollte Sie noch einmal sprechen, ehe ich heimgehe, und Ihnen meinen Mann ans Herz legen. Ach, fahren Sie fort, für Ihn zu beten!" Bei diesen Worten wandte sich der Alte zu uns und rief:

„Grete, wenn du einen Betbruder haben wolltest, um für mich zu beten, dann hättest du deinen Wind vor deinem Abschied sparen können. Du kennst mich doch und hast lange genug für mich gebetet. Spare deinen Atem, es ist umsonst."

Die Sterbende schloß ihre Augen und seufzte zu Gott. Dann schwieg sie und nur ihre Lippen bewegten sich. Auch ich schwieg, aber der Alte an der Tür wie von einem bösen Geist getrieben, fuhr fort und lästerte und fluchte.

„Herr Dirk," sagte ich endlich, „ein Christenmensch sind Sie wahrlich nicht; aber sind sie überhaupt ein Mensch?"

Da brauste er auf: „Bin ich ein Hund?"

„Wenn Sie ein Mensch sind," fuhr ich besänftigend fort, dann haben sie wie ich und Ihre Frau und wie alle einen Heiland nötig. Ein Hund braucht keinen Heiland. Wenn Sie aber keinen Heiland nötig haben, dann bitte, lassen Sie Ihre liebe Frau, die im Sterben liegt, mit mir noch ungestört vom Heiland reden."

Mit zornigem Blick machte Dirk einen Schritt auf mich zu, ballte die Faust und rief: „Einen Hund nennen Sie mich? Das lassen Sie bleiben, hören Sie, alter Freund?"

Gott hielt mich ruhig und ich antwortete gelassen: „Lieber Herr Dirk, ich habe Sie nicht Hund genannt, und halte sie nicht dafür. Sie sind ein Mensch, aber darum gilt auch Ihnen was geschrieben stehet: Gott gebietet jetzt allenthalben allen Menschen, daß sie Buße tun sollen." Der Alte hatte noch immer seine Faust geballt. Die Kranke sahe es und flehte: „Richard, ich bitte dich, schlage nicht!"

„Nein, nein, Alte;" rief er besänftigend, „ich schlage nicht, fürchte nichts! Aber Grete, soll ich mir Steine an den Kopf werfen lassen? Bin ich ein Tier?"

„Niemand," sagte ich, „sagt, daß Sie ein Tier sind. Ich habe nur gesagt, daß nur Tiere ohne einen Heiland fertig werden können, daß wir Menschen aber alle den Heiland nötig haben." Darauf antwortete der Alte nichts mehr. Er zog sich schmollend, aber wie getroffen und anscheinend in Gedanken versunken, an die Tür zurück. Seine Frau wandte ihm sinnend ihr Gesicht zu. Dann sagte sie leise zu mir: „Haben Sie Dank, daß Sie so ruhig mit meinem lieben Mann gesprochen haben. Das Trinken, das Trinken und die schlechte Gesellschaft, die haben ihn soweit gebracht! O, lieber Herr B., wenn ich nicht mehr hier bin, dann vergessen Sie meinen lieben Mann nicht im Gebet und besuchen Sie ihn auch manchmal. Er hat eine unsterbliche Seele, die gerettet werden muß. Und auch für ihn floß Jesu Blut. Es kann ihn von seinen Sünden reinigen und wird es tun. Darum habe ich all die vielen Jahre gebetet und habe im Glauben festgehalten. Nicht wahr, Sie werden ihn besuchen?"

„Ich verspreche es Ihnen gern, Frau Dirk," erwiderte ich.

„Haben Sie herzlich Dank dafür," sagte die Sterbende. Jetzt war aber auch ihre Ermattung so groß, daß sie nicht mehr sprechen konnte. Die Unterhandlung und Aufregung hatten ihre Kräfte erschöpft, und ich glaubte, daß sie alsbald entschlafen werde. Ich kniete vor ihrem Lager nieder zum Gebet und befahl sie in die Hände ihres Erlösers und Herrn, der sie errettet und ihr Gnade und Kast geschenkt hatte, so viele Jahre an der Seite ihres Mannes in Stille und Treue zur Ehre Gottes zu wandeln.

Als ich geendet hatte, schlug die Sterbende ihre Augen neu auf und sagte leise: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und obgleich dieser Leib zerstört werden wird, werde ich doch Gott schauen."

Hierauf sahe ich, wie ihr Auge ihren Mann suchte; dann sagte sie: „Richard, lieber Mann, komm her! Ich gehe jetzt weg von dir, komm, ich will Abschied von dir nehmen. Der Seeman hatte seinen Namen gehört, wandte sich um und kam an das Bett heran.

„Richard," sagte sie, „gib mir deine Hand!" Wie widerstrebend legte er seine Hand in der Sterbenden, aber dabei war er sichtlich ergriffen. Der Blick seiner sterbenden Frau, die ihm im Leben nur Güte und Liebe erwiesen, hatte das dicke Eis um sein Herz zum Schmelzen gebracht. Still stand er vor ihrem Lager und schaute sie an. Ein überirdischer Glanz leuchtete aus ihren Zügen, als sie sagte: „Lebewohl, Riward; ich sterbe und gehe in den Himmel. Wie lange habe ich mich darauf gefreut! Dort werde ich Jesum sehen. Da ist auch kein Schmerz mehr, keine Träne, kein Tod, nur Herrlichkeit. Lieber Richard, die Bibel, die du nie in meinen Händen sehen wolltest und über die du so oft zornig warst, wenn ich in ihr las, gibt mir auch jetzt im Tode lebendige Hoffnung und Freude. Aber ich will dir gewiß nichts vorwerfen. Komm, lieber Mann, gib mir einen Kuß!"

Zu meinem Erstaunen kniete der noch kurz vorher so wilde Mann am Bett nieder und küßte seine scheidende Gefährtin auf die Stirn. Die Sterbende lächelte glücklich. Sie legte ihre Hand auf ihn und betete: „Mein Gott und Vater, mache deine Güte groß an meinem Mann und rette ihn! Bei dir ist kein Ding unmöglich."

Das Gesicht des Seemanns verriet keine große Bewegung, und dennoch konnte er seiner Gefühle kaum Herr bleiben. Er erhob sich und blieb an ihrer Seite. Dann wandte sich die Sterbende zu mir und sagte, indem ihre kalte Hand meine Rechte ergriff: „Ich danke Ihnen nochmals für Ihren Trost." Und wieder wandte sie sich zu ihrem Manne mit ihrer letzten Kraft und sagte: „Lebe wohl, Richard; Gott behüte dich! Ich kann bei dir nicht bleiben, aber du kannst mir nachkommen. Laß uns nicht für immer scheiden!" Die Brust des starken Mannes hob und senkte sich und ein Strom von Tränen floß in seinen wilden Bart. Seiner Gefühle nicht mehr mächtig, schluchzte der vorher so harte Mann laut. Ja, er war völlig zusammengebrochen. Er kniete wieder an dem Bett nieder, legte seinen Kopf auf das Kissen seiner Frau und weinte wie ein Kind. Mittlerweile lag die Sterbende ruhig da wie im stillen Gebet.

„Richard, sagte sie nach einer Weile, „du

weinst; deine Tränen sind mir eine große Freude; o möge Gott dir Gnade schenken, mir dahin zu folgen, wohin ich jetzt gehen darf. Willst du nicht mir dahin nachkommen? Versprich mir's!"

„Ja, Grete," sagte er unter Tränen, „ich will; Gott helfe mir dazu!"

„Herr," sagte die Frau, „nun sterbe ich in Frieden. Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Du hast meinen Becher voll gemacht, er fließt über!"

Der Ausdruck eines tiefen Friedens, ja ein Glanz himmlischer Freude lag auf ihrem Gesicht, und ihr Geist schien entflohen zu sein. Ihr Mann schaute sie unverwandt an; er beugte sich über sie und küßte ihre Lippen. Dann murmelte er vor sich hin: „O, ich Unmensch; ja, o Gott, ein Tier bin ich vor dir! Ein Scheusal, nicht wert zu leben und hier an ihrer Seite zu sein, die nun von dir geht. Ja, ich Gottloser gehöre nicht hierher. O, Gott, vergib mir! Ich hasse mich, ich verfluche mich. O, Gott, sei mir gnädig!"

Die Sterbende öffnete zu unserem Erstaunen noch einmal die Augen, schaute nach oben und sagte ganz deutlich: „Horch, welch ein wunderbarer Gesang! Hörst du es nicht. Sie hielt inne und lauschte, dann sagte sie wie entzückt:

Wer sind die um Gottes Trone?
Was ist das für eine Schar?
Träget jeder eine Krone—
Halleluja singen all'.

Als sie inne hielt, fuhr ich mit dem Singen fort, worauf sie dann hinzufügte: „Und inm tten des Trones will er zum Lebensquell mich leiten." Hierauf schien sie in Verzückung verloren, ihr Gesicht war verklärt und leise fing sie an zu singen:

Jedes Auge wird dich kennen,
Wird dich sehen, wie du bist.
Jedes Herz in Liebe brennen,
Dort, wo alles Liebe ist.

„Alles Liebe ist, alles Liebe ist," wiederholte sie leise und lispelte noch: „Komm Herr Jesu, komm!" Dann schloß sich der Mund der teuren Erlösten für immer auf Erden. Nun war sie beim Herrn.

Ihr Mann beugte sich in großem Schmerz über die Entschlafene und küßte sie zum letzten Mal. Dann erhob er sich und wir standen eine Weile tief ergriffen stumm neben einander. Leise sagte ich: „Sie haben jetzt gesehen, wie ein Christ sterben kann."

Er sahe vor sich hin wie in Gedanken versunken, als wollte er die verschwundenen Tage und Jahre zurückholen, und sagte: „Ich habe mehr gesehen, Herr B., ich habe gesehen, wie ein Christ leben kann. Meine Frau war ein Engel, denn mir Gott vom Himmel gesandt hatte. Das alles erkenne ich jetzt erst, und o, ich war so entsetzlich grausam und blind; aber nie gab sie mir ein unsanftes Wort. Ihre Lippen redeten nur Worte der Liebe und Wahrheit. Und ich ha'te sie. Warum? Weil sie Gott angehörte. Ihr Leben in Gottesfurcht und Reinheit war mir eine beständige Predigt; sie war eine lebendige Bibel. Ich sahe mich durch sie in meinem sündigen Wandel stets gestraft. O, Gott, vergib mir!"

Dann verhüllte der Seemann, den ich noch vor einer Stunde als ein wildes Tier gesehen hatte, sein Angesicht und ging schluchzend hinaus. Ich aber dachte nach über seine Worte und über das herrliche Zeugnis, das er seiner heimgegangenen Gattin ausgestellt hatte. Ja, er sagte mir: Die Heimgegangene war eine lebendige Bibel, und weil sie eine Bibel im Leben war, darum feierte sie solch einen Triumph im Tode.

Hinter dem Hause, allein mit Gott, redete Gott noch weiter mit dem unglücklichen Manne. Und als ich dort Abschied von ihm nahm, sahe ich in seinen Augen das erste Morgenrot jenes herrlichen Lichtes, das in dem Leben seiner heimgegangenen Frau so klar und rein zur Ehre Gottes geleuchtet hatte, das ich in ihrer Sterbensstunde wie ein wunderbares Abendrot, wie das Licht einer untergehenden Sonne, hatte aus dieser Welt scheiden sehen.

Nein, die Sonne ging, wie das fernere Leben des Neubekehrten unter viel Anfechtungen von außen und innen bewies, nicht unter in jenem Hause am Strande. Jesus Christus, der Heiland der Welt, hatte das wahrhaftige Licht angezündet, das durch Gottes Gnade, wie der Pfad des Gerechten es immer tun soll, stets heller leuchtet bis zur Tageshöhe.

Nun, lieber Leser, in diesem Kampf zwischen Licht und Finsternis, in dem größten Kampf der Welt, in welchem sich die teure Heimgegangene als Siegerin bewies, stehen wir auch, ich und du. Jeder, ob reich, arm, gesund oder krank, ledig oder verheiratet, in der Fremde oder daheim, wird im Kampfe nur ein Ueberwinder sein, wenn er Jesum Christum, den Sohn Gottes im lebendigen Glauben als seinen Erlöser ergreift. So steht geschrieben: „Wer ist, der die Welt überwindet, wenn nicht der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist." Und er ruft den Seinen ermunternd zu: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Aber er erwartet auch bestimmt, daß die, welche im Kampfe überwinden und siegen wollen, bei ihm bleiben, und, durch sein Wort und Geist geleitet, täglich und stündlich seinen Spuren folgen. Ja, gläubiger Leser, nur so wirst du gekrönt als Sieger oder Siegerin. Der Herr verhelfe uns zum Siege in seiner Kraft und durch seinen Geist!

Eingesandt von

John Kaweck,
Auburn, Mich.

Vereinigte Staaten

Colorado.

Berthoud, Colorado, den 2. September 1912. Friede und Gruß an Bruder Wiens und allen werten Rundschaulesern von nahe und ferne! Weil ich als Leser der werten Rundschau schon eine zeitlang nicht geschrieben habe und zumal der Editor schon besorgt seine Vorratsschubladen betrachtet, so möchte ich hiermit ein kleines Schreiben e nsenden, um vielleicht der ersten Not abzuhelfen. (Danke für die Freundlichkeit. Ich kann es sehr gut gebrauchen. Ed.)

Wir dürfen denn erstens zur Ehre des Herrn berichten, daß wir uns gegenseitig einer leidlich guten Gesundheit erfreuen und dasselbe allen, die diese unvollkommenen Zeilen lesen, wünschen. Auch meine Frau ist zur Zeit verhältnismäßig gesund, jedoch schwach und hinfällig.

Die Witterung ist für diese Jahreszeit gut zu nennen, d. h. nicht übermäßig heiß. Wenn es auch etliche Tage ziemlich warm war, so war es doch immer erträglich für Arbeiter bei den Dreschmaschinen. Der Ertrag des Winterweizens ist, soweit ich gehört habe, bis 54 auf bewässertem und bis 30 auf trockenem Lande. Vom Hafer und Gerste habe ich noch nicht gehört; es ist auch wohl noch nur wenig gedroschen. Die Rüben sind ausgezeichnet und dürfte der Ertrag derselben dieses Jahr ein recht ergibiger sein, wenn der Herr auch ferner seinen Segen schenkt.

Vergangenen Freitag hatten wir einen schönen, durchdringenden Regen, doch wird dabei noch immer bewässert. Anfänglich, als wir hier waren, kam es einem so unnütz vor, im Regen zu stehen und zu bewässern, doch bekommt man mit der Zeit andere Ansicht darüber, und sieht man das auch für notwendig ein. Es ist doch ungefähr so als wenn unsere Frauen die Wäsche einweichen oder wenn sie dieselben nur sollten naß machen zum Waschen. Soviel ist sicher: diese und viele andere Gegenden würden das nicht sein, was sie sind, wenn sie nicht unter Bewässerung ständen; doch haben wir auch hier gesehen, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, und daß, wenn er denselben entzieht, alles menschliche Bemühen vergeblich ist. So z. B. gab es vergangenes Jahr fast keine Kartoffeln. Sie waren schön aufgegangen, bekamen auch genug Wasser, blühten auch schön, setzten aber nur wenig an und diese wenigen blieben auch noch klein, sodaß es nur wenige Buschels vom Acre gab. Es war im vergangenen Jahr die Kartoffelernte wohl beinahe allerorts eine schwache. Also es ist und bleibt dabei: Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben" usw. und zwar nach beiden Seiten hin, sowohl in geistlicher, wie in irdischer Hinsicht. Wollen nicht allein das Geschöpf, sondern vielmehr den Schöpfer ehren, denn es gilt auch hier dieses Wort: „Dieses sollte man tun und jenes nicht lassen," denn solches führt zu einem traurigen Ende.

Ich möchte noch einige Zeilen an diejenigen schreiben, die es angeht, nämlich solche, die an Bruch leiden. Es hat vielleicht schon einer und der andere Bruchleidende sich einen Bruchapparat kommen lassen oder schon mehrere, was schon einige Geldkosten verursachte, und keiner tat die erwünschten oder erforderlichen Dienste. Ich sprach mit einem Manne hier in der Stadt, welcher auch einen Bruch gehabt hatte. Und kein Apparat paßte, nicht einmal der beste derdrei, die er sich besorgt hatte, hatte das geleistet, was sie versprochen hatten. —

Schließlich hatte er sich einer Operation unterworfen, welche ihm die Kleinigkeit von $300.00 gekostet hatte. Jetzt war er von seinem Bruchleiden los. Doch, wie schon gesagt, wer schon verschiedenes versucht, auch außer Bruchgürtel mit Salben und anderen Mitteln und nicht Abhilfe bekommen hat, der wende sich an C. E. Brooks, Marshall, Mich., um einen gewöhnlichen Bruchapparat und er wird finden, was er schon lange vergebens gesucht hat; denn dieser Apparat tut vollkommen, wofür Herr Brooks ihn ausgibt: Er drückt, reibt und scheuert nicht, sondern er paßt sich dem Körper, sowie auch dem Bruchte.l an und zwar behält er diese Stellung immer inne, einerlei, welcher Art die Bewegungen des Körpers auch immer sein mögen, d. h., er verschiebt sich nicht.

Warum ich dieses schreibe? Nicht, daß ich Agent für Herrn Brooks bin, aber ich möchte in Zukunft für jeden Bruchleidenden einer werden, und zwar deswegen, weil ich, was ich hier gesagt, selber erfahren habe, denn ich gebrauche diesen Apparat schon beinahe zwei Wochen und mit dem angeführten Resultat. Möchte einer und der andere vielleicht denken: Das ist vielleicht noch ein wenig verfrüht; ich sollte das noch eine zeitlang versucht haben, ehe ich das öffentlich bekannt machte, dem muß ich sagen, daß ich anfänglich auch daran dachte, doch da ich nach Verlauf von zwei Tagen die nämliche Erfahrung gemacht habe, wie jetzt nach ,fast zwei Wochen, ist anzunehmen, daß das Resultat nach weiteren zwei Wochen dasselbe sein wird. Also, es bleibt sich gleich, besonders für diejenigen, die es angeht, und die schon lange vergeblich nach Hilfe ausgeschaut haben. Ihnen möchte es nicht zu früh erscheinen.

Ich habe das Bruchleiden seit dem letzten Frühjahr. Anfänglich wußte ich gar nicht, was die Schmerzen zu bedeuten hatten oder wo sie eigentlich herrührten. Ich dachte am allerwenigsten an Bruch, weil die Schmerzen soweit nach unten waren. Beim Gehen verspürte ich die Schmerzen besonders. Erst fing es an zu schwellen und hernach setzte es an einer Stelle aus. Dann fingen wir an, daran zu denken, daß es Bruch sein könne. Ich fing dann an, zu Leuten davon zu sprechen, auch zu dem obenerwähnten Manne und dabei stellte es sich heraus, daß er selbst einen Bruch gehabt hatte. Ich las in einer Zeitung von Herrn Brooks Apparat, worauf ich an ihn schrieb. Dann schickte er mir ein Büchlein mit Abbildungen von Bruchbändern usw. Ich hatte ja sonst keinen andern Bruchband versucht, doch war es mir immer so, der Band würde gut sein, und ich darf nur widerholen: „Ich bin nicht getäuscht bis jetzt“, denn seit ich ihn gebrauche, fühle ich gar nicht, daß ich einen Bruch habe. Denn während ich erst beinahe in allem sehr vorsichtig sein mutßte, z. B. wenn ich über einen Graben steigen wollte, oder ich wollte mit der rechten Hand auslangen, oder irgend eine Arbeit verrichten, so schadet mir das jetzt alles nichts.

Ob er Heilung bringen wird? Nun, das wird ja die Zeit lehren. Ich wünsche es wenigstens und bete auch darum. Also, wer sich für diesen Apparat interessiert, wende sich an den erwähnten Herrn Brook, der wird das Weitere besorgen und ich bin auch bereit auf Anfragen, denen eine Zweicentmarke beigelegt ist, soweit ich weiß Auskunft zu geben.

Alle werte Leser der Rundschau grüßend, verbleiben wir achtungsvoll,

Jac. u. Kath. Thießen.

Oklahoma.

Mountain View, Okla., den 1. September 1912.

Werter Editor und Leser der Rundschau!

Einen Gruß der Liebe zuvor! Schon lange hätte ich etwas von hier berichten sollen, aber immer ist es unterblieben. Die Dreschzeit ist sozusagen beendigt, der Ertrag ist nur sehr gering. Weizen ergab von drei bis 15 Buschel und Hafer 10 bis 35 Buschel vom Acre. Mit der Baumwolle sieht es nicht viel besser; die Würmer und das trockene und heiße Wetter machen wieder Schaden. Corn und das Kaffircorn stehen sehr gut. Auch hatten viele von den Englischen Besencorn gepflanzt, was auch sehr gut geraten ist; aber es regnete gerade, als es aufgezogen wurde, wodurch es sehr beschädigt ist. Es kostet bis 75 Dollars per Tonne.

Es fehlt schon sehr an Regen. Es ist Wind und wieder Wind. Wenn die Ernte ein Jahr um das andere nichts bringt, dann wird das Leben doch schwer. Obst hat es schön gegeben, —überhaupt Pfirsiche. Diese hat wohl jeder bekommen, der Bäume hat.

Von Krankheit ist wohl nicht viel zu sagen, doch sind hin und her einige Fälle von Typhus vorgekommen, und hin und wieder einige Fälle von Grippe.

Ich möchte noch ein wenig nach Rußland gehen. Liest mein Bruder Jacob Janz, Grünfeld, Sibirien, noch die Rundschau? Was ist die Ursache, daß du uns keinen Brief schreibst? Wir haben schon ein paar mal geschrieben, gehen die Briefe denn nicht hin? Ich habe die Adresse aus der Rundschau genommen. Geschwister Abram und Maria Krause haben auch geschrieben und warten auf Antwort. Onkel Tobias Janz, Landskrone, liest der noch die Rundschau? (Wohl nicht. Ich werde ihm diese Nummer jedoch schicken.) Ed. Warum schreiben Sie nicht, lieber Onkel, oder du, lieber Vetter Dietrich? Da sind so viele Freunde in Rußland, schreibt doch einmal.

Ich las in der Rundschau von dem alten Onkel Kasper in Hamberg, daß der gestorben sei, und von vielen Bekannten, aber von unsern Freunden liest man nicht viel. Da sind auch so viele von den Verwandten meiner Frau; aber keiner schreibt. O, wie schön würde es sein, wenn 'mal von Landskrone oder von Hamberg, ja von allen Dörfern eine Dorfchronik in der Rundschau käme. Ich glaube, die liebe Rundschau würde uns hier in Amerika das doppelte wert sein, wenn wir einmal hören würden, wer da und dort jetzt wohnt. Ich glaube, der liebe Editor würde es gern aufnehmen. (Gewiß. Ed.) Laßt uns auch denken, daß wir uns unter einander Freude bereiten. Es heitert einen wieder auf, wenn man von diesem oder jenem hört oder liest, den man vor zwanzig oder dreißig Jahren gekannt. Ueberhaupt noch, wenn es aus dem Verwandtschaftsband ist, oder ein Schulbruder und Jugendfreund. Laßt uns einer dem andern darin dienen und eine Liebe beweisen, denn bald wird es auch von uns heißen: Sie sind nicht mehr am Leben, und wohl uns dann, wenn wir unsere Pflicht hier erfüllt haben, und wir dann sagen können: „Mir ist ein schön Erbteil geworden,“ und eingehen dürfen zu unsers Herrn Freude.

Editor und Leser grüßend,

Leander Janz.

Goltry, Okla., den 5. September 12.

Werte Leser!

Ich habe schon lange nicht für die Rundschau geschrieben; aber jetzt nehme ich mir die Zeit dazu.

Zuerst fängt man an beim Wetter. Dasselbe ist sehr trocken; es hat schon lange nicht geregnet. Seit dem letzten kleinen Regen sind schon sieben Wochen verflossen und jetzt ist es eine Dürre, daß das Corn schon ganz trocken ist; das Kaffircorn ist noch etwas grün. Es sieht alle Tage nach Regen aus; aber solange haben wir noch keinen bekommen. Das Dreschen ist schon ganz vorüber. Jetzt sind die Leute schon fleißig beim Eggen und Disken (Die Arbeit mit der Scheibenegge. Ed.), um das Land für den Weizen fertig zu kriegen; aber es sind so viel Heuschrecken, so daß manche Leute bange sind, Weizen zu säen.

Wir hier um Goltry herum, bekommen nicht viel Corn, so von zwei bis fünfzehn Buschel vom Acre. Aber es wird uns noch etwas helfen; wir bekommen noch mehr wie letztes Jahr. Doch die meisten bekommen Futter.

Unser Nachbar Johann Foltz hat seinen ältesten Buben durch Typhusfieber verloren. Er ist alt geworden 18 Jahre, 7 Monate und 12 Tage. Er starb den 28. August 9 Uhr abends. Der Verstorbene war krank vier Wochen und drei Tage. Jetzt ist er in der Ewigkeit und wir haben das noch vor uns. Ich muß viel daran denken, wie es uns dermaleinst dort gefallen wird, wenn wir werden hinuntergestoßen werden in die Hölle, wenn es heißt, gehe von mir in das ewige Feuer — da wird sein Heulen und Zähneklappen. Wir sollten es allezeit recht tief bedenken, in was für einer Zeit wir leben. Etliche Wochen zurück ist die alte Mutter Ernst Köhn gestorben. Sie ist alt geworden über achtzig Jahre. So geht es, die Alten müssen sterben und die Jungen können sterben, das ist ein Sprichwort, und dasselbe ist auch wahr.

So grüße ich alle Leser und den Editor. Wollen uns den 14. Vers des 90. Psalmes ans Herz legen! Amen.

Heinr. T. Unruh.

Medford, Okla., den 4. September 1912. Werte Rundschau! Weil du ein so sicherer Bote bist, dessen Weg über Land und Meer führt, und weil Heinrich Fröse, der Onkel meiner Frau, der hier in unse-

rer Nachbarschaft wohnte, in letzter Zeit gestorben ist, und es gewünscht wurde von der lieben Tante, daß den lieben Freunden und Bekannten in der alten Heimat diese Nachricht überbracht werden möchte, so dachten wir, wäre es am besten, dir, werte Rundschau, eine kleine Lebensbeschreibung und Bericht vom Ableben unsers Onkels mit auf die Rundreise zu geben. Es möchte das folgende allen Freunden hüben und drüben zur Nachricht dienen.

Unser lieber Onkel Heinrich Fröse wurde geboren den 12. November 1842 im Dorfe Landskrone, Südrußland. Er wurde getauft von Ohm Wedel, Prediger der Alexanderwohler Gemeinde. In den Ehestand getreten am 2. Juni 1870 mit seiner um ihn trauernden Gattin Maria Fröse, geborener Kröker.

Aus dieser Ehe wurden ihnen drei Töchter geboren, welche ihnen aber alle drei ins Jenseits vorangegangen sind; sie nahmen jedoch statt dieser eine Pflegetochter an Kindesstatt an, welche sie erzogen und welche bei ihnen war, bis sie mit Jakob D. Enns in den Ehestand trat und, welche auch jetzt ihren verstorbenen Pflegevater in aufrichtiger Liebe betrauert.

Der Onkel hat im Ehestand gelebt 42 Jahre, 2 Monate und 10 Tage.

Dem lieben Onkel war es während seines Lebens nicht vergönnt, viel auf rosigen Pfaden zu gehen, indem er von seinem achten Lebensjahre an, an einem schlimmen Bein zu leiden hatte, welches ihm oft große Schmerzen bereitete. In den letzten 18 Wochen gesellten sich noch andere Leiden zu dem erwähnten, welche ihn für die letzten vier Tage seines Lebens auf ein hartes Krankenlager warfen, von dem ihn am 22. August 1 Uhr morgens der Tod erlöste. Der liebe Onkel hat alle Leiden in stiller Geduld und Ergebung zu tragen vermocht, indem er glaubensvoll zu seinem Erlöser empor blickte und in seliger Zuversicht seiner Erlösung harrte.

Die Leiche wurde den 24. August von der Kirche aus auf dem Kirchhofe, die beide sich auf seinem Lande befinden, dem Schoße der Erde übergeben, an welcher Feier viele teilnahmen.

Im Auftrage der tieftrauernden Tante Maria Fröse, von

Jac. u. Maria Reimer.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Man., den 3. September 1912.

Werte Leser der Rundschau!

Wir haben hier schon eine geraume Zeit viel Regen gehabt, besonders in der letzten Zeit, sodaß mit der Feldarbeit schlecht vorwärts zu kommen ist. Erstens gibt es wegen dem vielen Regen öfters Versäumnis, und zum andern reift das Getreide bei den dunklen und trüben Tagen nur sehr langsam, sodaß wir noch ein Drittel davon zu schneiden haben, hingegen wenn es günstiges Wetter wäre gewesen, könnte schon alles „abgebindert" sein und auch schon etwas zusammen gefahren. Folgedessen wird auch mit dem Dreschen später angefangen werden als sonst. Es kommt sehr darauf an, daß man nicht ungeduldig wird, es hilft nichts; wir machen es damit gar nicht besser, sondern verschuldigen uns damit. Auch die Drescher stehen wartend da, ihre Maschinen in Tätigkeit zu setzen, nachdem sie dieselben schön aufgefixt haben, und doch werden sie immer wieder getäuscht, wenn der Regen wieder das Trocknen des Getreides verhindert. Es gilt für sie auch, nur Geduld haben, bis die Zeit dafür kommt.

Obst gibt es hier auch wieder viel, besonders Pflaumen und Kirschen in Hülle und Fülle, so daß sie billig sind. Die Storeleute zahlten in letzter Zeit nur 1 Cents per Pfund.

Gemüse könnte sonst auch viel geben, aber wegen der großen Nässe fängt es an zu leiden und zu faulen, bei dem einen mehr, dem andern weniger. Nüsse wird es dieses Jahr wohl nur sehr wenig geben.

Der Ertrag des Getreides wird jedenfalls verschieden ausfallen, aber im Durchschnitt genommen, noch ganz gut. Wir dürfen nur dankbar dafür sein, daß der Herr uns immer noch so viel beschert, trotzdem wir es nicht wert sind, auf einer Seite betrachtet; auf der andern Seite will er als unser Vater und Schöpfer nur dadurch seine Liebe kund tun und seine Verheißungen bestätigen, die wir im Worte Gottes so reichlich finden. O, könnten wir ihm nur immer so recht vertrauen in jeder Lage, die uns trifft, in guten und bösen Tagen, in Freuden und Leiden, in Glück und Unglück, usw., so würde der Weg durch dieses Leben für uns nicht so schwer sein.

Abraham C. Friesen fuhr heute per Bahn nach Lanigan um dort seine Farm zu verkaufen.

Geschwister Joh. Klaassens gedenken etwa um zwei Wochen dorthin auf Besuch zu fahren; sie, die Schwester ist in letzter Zeit etwas gesünder als im Vorsommer, folgedessen gedenken sie diese Besuchsreise zu unternehmen.

So viel für heute. Nebst Gruß unterzeichnet sich euer geringer Korrespondent,

H. Rempel.

Steinbach, Man., den 2. September 1912. Da ich ein langjähriger Rundschauleser bin, aber kein guter Schreiber, und noch wenig für die Rundschau geschrieben habe, da es aber für die Mehrheit der Leser „drocke" Zeit ist, so glaube ich, daß der liebe Editor mein unvollkommenes Schreiben in die Rundschau aufnehmen wird: denn ich habe noch in Rußland und überall in Amerika viele Freunde und Bekannte, denen ich meine Verhältnisse möchte zu wissen tun.

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, mir meine liebe Ehefrau durch den Tod von meiner Seite zu nehmen und sie in ein besseres Reich zu versetzen. Sie hat ihre Pilgerreise vollendet und hat Freude und Leid mir geteilt 44 Jahre, 8 Monate und zehn Tage. Kinder sind uns in der Zeit geboren 8, von denen ihr zwei in die Ewigkeit sind vorangegangen, und die andern sechs betrauern mit mir den Heimgang der lieben Mutter; aber nicht als solche, die keine Hoffnung haben. Die letzten sechs Kinder sind alle verheiratet und haben ihre eigenen Wirtschaften und wohnen alle allein.

Wir kauften uns einen Bauplatz in Steinbach, wo wir beide schon 2 Jahre in unseunserem Haus allein gewohnt haben. Da sie mich nun verlassen hat, so bin ich ganz allein und bin zu meinen Kindern Klaas Brandten gezogen. Meine liebe Frau war eine Katharina, geborene Reimer. Sie war geboren im Dorfe Rosenort an der Molotschna, Rußland. Ihre Schuljahre hat sie in Kleefeld verlebt. Anno 1864 zog sie mit ihren Eltern nach Markusland, nicht weit von Einlage, Alte Kolonie, von wo ich sie mir im Dezember 1867 nach Rosenfeld holte, welches 35 Werst von Nikopol liegt. Anno 1870 kauften wir uns Land im Chersonschen Gouvernement an der Busfluk und wohnten im Dorfe Steinbach, wo wir im Jahre 1874 wieder verkauften und nach Canada in Amerika auswanderten, wo wir jetzt schon 38 Jahre gewohnt haben, bis sie mich verließ.

Ihre Krankheit war Herzkrankheit und innerliche Wassersucht. Sie hat seit dem letzten Winter viel über Müdigkeit geklagt; aber das Essen schmeckte ihr immer gut. Sie wurde am 20. August früh des Morgens krank an starkem Fieber und heftigem Erbrechen. Das gab aber noch nach und sie lag die ganze Nacht ruhig bis zum Morgen, wo sie sich wieder sehr erbrechen mußte. Da telephonte ich an den Doktor, der auch bald erschien. Er untersuchte sie sofort und fand 103 Grad Hitze und der Puls hatte 120 Schläge. Er sagte: Ein starkes Fieber und ein sehr schwaches Herz. Er konnte ihr also nicht viel Arzenei geben, riet ihr aber, viel Wasser zu trinken. Er sagte auch, daß eine harte Nierenkrankheit vorliege. Sie lag dann ganz geduldig und ergeben in den Willen des Herrn bei vollem Bewußtsein da. Das schlimmste war mit der Luftknappheit, weil sie so voll Wasser war. Wenn ich sie dann fragte, ob sie es sehr schwer hatte, sagte sie: Nein, gar nicht, sie habe es sehr schön. Und wenn ich sie fragte, ob sie mich verlassen wolle, sagte sie, nein, sie habe es sehr schön bei mir, wenn Gott aber wolle, sie zu sich zu nehmen, sei sie dazu auch gleich bereit, denn da sei es noch schöner. Da trifft der schöne Spruch ein: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, also wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Und in dem vollen Glauben ist sie auch sanft entschlafen. Sie sang noch mit mir eine gute halbe Stunde vor dem Einschlafen ein paar Verse aus dem Lied 216: „Wer überwindet, soll vom Holz genießen." usw., und aus dem Liebe 247: „Welt ade, ich bin dein müde." Dann sagte sie mir, wir wollten uns noch einmal schlafen legen und das Licht abdrehen, daß sie auch einmal schlafen könne, sie sei so müde und wolle sich einmal gut ausruhen. Dann legte ich mich auf ein Sofa am Fußende des Bettes und unsere jüngste Tochter Elisabeth Goossen setzte sich auf einen Stuhl und schlief so halb.

Als ich so eine halbe Stunde gelegen hat-

te, fing sie auf einmal an, so hohl zu atmen. Da sprang ich sogleich auf und sagte zu Elisabeth: „Jetzt stirbt Mutterchen!" Ich drehte gleich Licht an, dann machte sie die Augen groß auf, und machte sie auch gleich wieder zu auf immer. Ich rief noch die älteste Tochter, die auch da war und auf dem Boden schlief. Als sie herunter kam, war die Mutter alles über. Sie lag ganz zufrieden und still da. Geradeso leise eingeschlummert, ohne ein Glied verzogen zu haben!

Endlich kommt er leise,
Nimmt uns bei der Hand,
Führt uns von der Reise
Heim ins Vaterland.

Bei solchem Abscheiden bekommt einer auch Mut zu sterben. Solches ist kein Sterben, sondern nur ein Uebergang in ein besseres Leben, wo keine Leiden mehr sein werden. Wenn wir nur glauben.

Sie hat ihren Pilgerlauf vollendet. Ihr Alter ist 63 Jahre, 4 Monate u. 24 Tage, und wie schon vorher gesagt, haben wir Freude u. Leid geteilt 44 J., 8. M. 10 Tage. Kinder hat sie geboren acht, von denen ihr zwei in die Ewigkeit vorangegangen sind. Großmutter ist sie geworden über 34 Großkinder, von denen ihr vier vorangegangen sind.

Nun muß ich noch schreiben, wer ich bin. Ich bin Abraham S. Friesen in Steinbach, Manitoba, Canada; geboren in Neukirch, Gouvernement Taurien, Südrußland; ein Sohn des vielbekannten Abraham Friesen, Neukirch, Prediger der Kleinen Gemeinde.

Ich möchte hiermit auch noch gleich ausfinden, ob von unsern Freunden auch noch etliche in Rußland leben; dann möchten sie so gut sein und von sich hören lassen, z. B. Onkel Johann Siemens, früher Wernersdorf, später nach der Krim gezogen. Da müssen doch noch etliche Vettern leben; bitte zu berichten!

Ein in Einsamkeit Versetzter
A. S. Friesen.

Saskatchewan.

Herbert, Sask., den 1. September 1912. Friede und Segen vom himmlischen Vater wünsche ich jedem Leser dieses werten Boten von nah und fern. Wunderbar und begeistert war ich heute an diesem schönen Sonntagmorgen, der mich an so viele Wunder Gottes lebhaft erinnerte. Es scheint so, als ob alles Gewächs bei seiner Reife angelangt ist. Alles gestaltet sich jetzt so ganz anders als in den Frühlingsmonaten, wo alles im üppigen Grün prangte. Dasselbe Gewächs hat jetzt eine ganz andere Gestalt angenommen und liefert noch einen schönen Ertrag. Die Weizenähren mit dem schönen Weizen angefüllt, sowie auch der Hafer und Flachs, lassen einem heute gar nicht mehr fragen, wie wird die Ernte doch sein? An der heutigen Frucht erkennt man, daß der Regen und Sonnenschein, vom lieben Herrn gesandt, nicht ohne Erfolg gewesen, sondern bewirkt haben, wozu sie Gott gesandt. Dem Herrn alle Ehre dafür! Möchte das auch an seinen Kindern zu sehen sein, das ist mein Wunsch. Ich glaube aber, daß in Gottes Aussaat zu viel von den Menschen hineingetan wird, weshalb auch die Ernte so kümmerliche Aussicht hat und die Lust zum Beten und Geben verloren wird und wodurch die finstern Irrlehren die Oberherrschaft bekommen. Dann mag man wohl auffordern: Betet, daß die mohammedanischen Völker und das sonstige Heidentum nicht die Herrschaft über uns gewinnen. Das war auch Jos. wichtig, Jos. 7, 11—14. Aber er wußte, was er zu tun hatte. Er tat Achan aus der Mitte, bekannte seine und des Volks Sünde und somit war der Sieg auf Gottes Seite. Gottes Reich verliert nie einen Sieg. Wenn das heute der Fall ist, so sind das nicht Gottes Kinder, die an der Spitze stehen, und die sollten schleunigst zurückgezogen werden. (Oder es ist den Betreffenden noch nicht gelungen, den Achan zu entdecken und den Bann aus Israel zu tun. Ed.) So ist das im großen und kleinen. Man liest, die kleinen Füchse verderben den Weinberg.

Mit herzlichen Gruß an alle Leser.
J. P. Siemens.

Rosthern, Sask., den 30. August 1912. Werte Rundschau

Ich will wieder versuchen, einen kleinen Bericht von hier einzusenden. Neuigkeiten sind zwar keine nennenswerten zu berichten.

Die Farmer sind fleißig in der Ernte, aber das Wetter ist augenblicklich sehr ungünstig, indem es schon mehrere Tage sehr regnerisch gewesen ist. Wenn es so naß ist fürchtet man hier immer Nachtfröste, die uns jedoch verschont haben.

Die Ernte ist ausgezeichnet, und die Gemüsegärten sehen prachtvoll aus. Wenn es anginge, möchte ich dem Editor einmal eine Probe unserer Gemüse und Blumen schicken. Doch bevor es dort hinkäme, würde es verdorben sein; also werde ich wohl müssen davon abstehen. (Danke für den guten Willen, sagt doch der Russe: „Ich danke nicht für das Geschenk, sondern für den Beweis der Liebe." Ed.)

Sonntag hat Frau Witwe Heinrich Banman, die früher in Berdjansk, Südrußland gewohnt hat, Hochzeit mit dem Witwer Abram Dyck von Waldheim, der, wenn ich recht bin, in Rußland auf dem Fürstenlande gewohnt hat. Wir gratulieren herzlich!

In meiner vorigen Korrespondenz haben sich einige Fehler eingeschlichen, die ich berichtigen möchte. Also, es sollte nicht heißen „bei dir und deinen Kindern", sondern „Geschwistern", denn die obige Anrede sagt Fräulein, und sollte beweisen, daß sie keine Kinder hat. Dann sollte es heißen: „unsere Mutter P. Abrams starb letzten Herbst vor fünf Jahren." — also, sie war schon fünf Jahre tot, als unser Vater letzten Herbst starb.

Dann muß ich noch berichten, daß Johann Rosenfeld, von dem ich ebenfalls in meiner letzten Korrespondenz berichtete, durch Bürgschaft seiner jetzigen Schwäger auf freiem Fuß gesetzt ist, bis sein Term n abkommt.

Zum Schluß alle Leser sowie den Editor herzlich grüßend, verbleibe ich euer Mitpilger.

B. J. Friesen.

Lobethal, Sask., den 28. August 1912. Werter Bruder im Herrn!

Es ist jetzt Erntezeit. Alles hastet und eilt mit frischem Mut seiner Arbeit nach. Leider tropft das sonst so segensvolle Naß zu oft in unsere Garben auf dieser früher als trocken verschrienen Steppe. Die Nässe ist so stark, daß es unseren sonst so mutigen Braunen beschwerlich wird, den Binder zu ziehen. Ja, ja, es kann sogar des Gutes zu viel werden; wollen aber hoffen, daß Jehova, der allgewaltige Vater zu seiner Zeit wird seinen Dienern, den geschäftigen Wolken Einhalt gebieten und endlich zum Dreschen günstiges Wetter schenken.

Wie das Ergebnis der diesjährigen Ernte ausfallen wird, kann ich noch nicht berichten. Nachbar P. W. Sarder hat sich, seiner Aussage nach eine Dreschausrüstung und „Ausptlügerei" angeschaft. Na, ich wünsche aufrichtig Erfolg, lieber Nachbar, zu deinem Vorhaben.

Da mein lieber, unvergeßlicher Vater heuer auch die Rundschau liest, möchte ich ihm mit diesem ein weiteres Lebenszeichen geben und Beweis kindlicher Hochachtung übermitteln.

Br. T. Lehn in Rosenthal, wo meine Schwägerin sich gegenwärtig aufhält, diene zur Nachricht, daß man mit der Zeit doch „Rosen pflückt." Ich habe ihn vielleicht vor Zeiten etwas verkannt. Na, alright, werter Nachbar von damals. Es werden wahrscheinlich schon Schritte getan, dem Dinge hoffentlich endgiltig abzuhelfen. Ich gedenke, wenn es des HerrnWille ist, noch einmal meine Heimatgemeinde wiederzusehen. Bis dahin mögen immerhin noch ein paar Jahre vergehen, doch „was gut ist, kommt wieder."

Damit wäre ich für diesmal am Ende.
P. J. Penner.

Herbert, Sask., den 4. September 1912. Werter Editor und Rundschauleser! Ich möchte den Spalten der Rundschau etliche Zeilen mit auf den Weg geben.

Die Ernteaussichten sind, dem Herrn sei Dank dafür, recht gut, nur geht das Schneiden des Getreides des vielen Regens halber sehr langsam. Es regnet beinahe alle Tage; ich hoffe aber, daß es sich bald ändern wird, sonst ist mit dem Dreschen nichts zu beginnen. Die neue Schule in Herbert geht der Vollendung entgegen. Sie verleiht unserem Städtchen ein recht nettes Aussehen. So wie man hört, ist der Kostenüberschlag wohl auf $20,000.00 gemacht. Es ist bereits mit Schulehalten begonnen, aber vorläufig noch in der alten Schule.

Es sind in der letzten Zeit wieder mehrere Rußländer angekommen, unter denen auch Abraham Schellenbergs und Linken von der Alten Kolonie aus dem Dorfe Kronstal sind. Als ich im Winter in Rußland war, habe ich es vielen dort abgefühlt,

daß sie gerne würden herüberkommen, aber sie fürchteten die strenge Zensur durch die Doktoren. Bei manchen waren es auch die Geldmittel, die es ihnen nicht erlaubten.

Ich muß oder darf noch berichten, daß wir hier im Süden bei Hodgeville, kürzlich ein Tauffest hatten. Wir konnten aber selber nicht dort sein, da Schwager David P. Wiebe uns zu seiner Hochzeit mit Aganetha Penner eingeladen hatte. Es wurde auf dem Tauffest eine Person von 78 Jahren getauft, eine Anna Dyck, aus dem Dorfe Kronsthal in Rußland, stammend. Ich glaube, es dürfte dies meine liebe Mutter interessieren, sind die beiden doch so viel zusammen gekommen und haben Gemeinschaft gepflegt.

Nun schließe ich, allen Lieben hüben und drüben ein herzliches Lebewohl zurufend, und bitte den Editor, den beiliegenden Brief, der an mich von Rußland gesandt wurde, zu veröffentlichen.

Daniel u. M. Neufeld.

Dies ist der Brief:

Geehrter Herr Neufeld!

Ich habe große Lust, nach Amerika zu ziehen, weil ich aber sonst niemand habe, an den ich schreiben könnte, so wende ich mich an Sie und fragte Sie um Rat, wie es möglich zu machen sei.

Ich habe früher hier in Orenburg angesiedelt. Ich war damals wenig bemittelt, und bin jetzt durch die Mißernten, ganz verarmt.

So muß ich mich jetzt samt Familie mit dem nähren, was ich mit meinen Kindern verdiene. Es gibt hier jetzt so wenig Arbeit u. dazu so kleiner Lohn, daß wir hier nicht länger leben können. Und so habe ich gehört, wie bei ihnen die Arbeiter bezahlt werden. So ist mein ganzer Sinn nur nach Amerika gerichtet. Ich habe aber nicht die Mittel dazu.

Würden bei ihnen nicht Leute sein, die mir eine Freikarte schickten, daß ich es könnte abarbeiten, und zwar von Hause aus? Vielleicht habe ich dort Freunde, die es tun würden? Ich habe dort einen Onkel, Abraham Enz, und Kornelius Epp ist der Vetter meiner Frau. Dort muß auch mein Jugendfreund Jakob Töws sein, der aus Schönhorst stammt. Oder es läßt mich vielleicht irgend ein Fremder hinkommen, mit der Bedingung, es dort abzuarbeiten, wie es dann möglich ist.

Meine Familie besteht aus zehn Kindern, fünf Knaben und fünf Mädchen. Ein Knabe u. 4 Mädchen können arbeiten. Der älteste ist ein Sohn von 19 J. Ich bin, Gott sei Dank, mit meiner Familie sehr gesund. Mein Name ist Isaak Klaßen. Ich bin der Sohn des Gerhard Klaßen. Wir gehören zur Chortitzer Wolost und stammen aus Schöneberg. Meine Frau ist Anna Friesen aus Kronsweide. Wir gehören zur Brüdergemeinde.

Vielleicht erbarmt sich jemand unser. Bitte um baldige Antwort oder womöglich gleich eine Freikarte, denn ich weiß nicht, wie ich es länger machen soll.

Meine Adresse ist: Gouv. Orenburg, Post Dejewka, Dorf Podnitschnoje,

Isaak G. Klaaßen.

Rußland.

Gortschakow, Ufa, den 22. Juli 1912. Werter Editor und alle Leser! Was mich zu diesem Schreiben anregt, ist der Aufsatz von Herrn Jakob A. Nachtigal in der Nummer vom 17. Juli d. J., in welcher er die brasilianische Gegend in so schönem Lichte darstellt und das, scheint es, ist von den hiesigen Lesern der Rudschau nicht unbeachtet geblieben. Man merkt, daß die Leute sich für jene Gegend interessieren. Es kommt mir auch ganz recht und dem Worte Gottes gemäß vor, wo es heißt: „Bauet die Erde und machet sie euch untertan," daß wir die Stelle hier räumen und sie einem andern überlassen, der nicht so weg kann um in eine leere Gegend zu ziehen, wo es noch offen und nicht so überfüllt ist wie in manchen Gegenden, daß die Landpreise dadurch so hinaufgeschraubt werden bis ins Unglaubliche.

Ueber die brasilianischen Gegend habe ich schon längst viel gelesen, und noch im vorigen Winter kam mir ein Traktat, die Beschreibung von dem Lande zu Gesicht welches ich aufmerksam durchgelesen habe.

Aber im großen und ganzen wird wenig Gewicht darauf gelegt, denn von den amerikanischen Agenten sind die Zeitungen im Russischen wie auch im Deutschen so voll Warnungen vor Brasilien. Nun, von Herrn J. A. Nachtigal bin ich ja fest überzeugt, daß er nicht ein Agent ist, wie er in seinem Bericht sagt, und daß er, wenn er Lobendes über die Gegend schreibt, nicht darauf aus ist, sich damit die Taschen voll zu schlagen, weshalb der Bericht auch so sehr aufgenommen worden ist.

Eine schöne Gegend muß es sein. Deshalb muß man nicht denken, daß da alles von selbst wird, o nein! Die gebratenen Tauben fliegen dort so wenig wie hier herum. Aber daß die südlichen Gegenden mehr im Vorteil sind als die nördlichen, ist ja allbekannt.

Herr J. A. Nachtigal schreibt, daß er Gelegenheit zu billiger Fahrt hatte, und der Agent, von dem das oben erwähnte Traktat herrührte, schreibt, daß man ganz unentgeltlich hin und zurückfahren kann, d. h., die Seereise; aber nur Ackerleute sollen diese Begünstigung haben, und besonders nach dem Staate St. Paul, für welche Gegend er schafft. Ich möchte den Herrn Nachtigal bitten, Näheres über die Gegend zu berichten, wenn er sollte gesund und glücklich heim kommen, was ich ihm von Herzen wünsche.

Nun möchte ich noch etwas aus unserer Gegend berichten. Wir hatten vom Frühjahr an Hoffnung auf eine gute Ernte. Wir hatten hin und wieder schönen Regen, doch ungefähr seit dem 28. Juni ist kein Regen mehr gewesen, kein wohltuendes Naß ist auf unsere Aecker mehr gefallen, so daß die Erde sehr zerrissen ist und das Getreide vor Zeit reif wird.

Zum Schluß alle herzlich grüßend, besonders den Editor mit Familie, die ich persönlich kenne, und nach Reedley oder Dinuba, Calif., herzliche Grüße und Wohlwünsche sendend, verbleibe ich

Joh. F. Klassen.

Friedensdorf, Molotschna, Südrußland, den 19. Juli 1912.

Werter Editor!

Ich komme mit der Bitte um Aufnahme dieser Zeilen. Ich wollte meinen drei Schwestern und Bruderskindern ein Lebenszeichen senden, ebenso allen Nichten, Vettern, Bekannten und Verwandten und unserm gewesenen Nachbarn B. Ratzlaff.

Ich las den Bericht von dir und nun folgt die Antwort darauf. Ich schrieb zu Weihnachten an euch, an den Editor und an Elisabeth, geb. Schmidt, habe bis jetzt jedoch keine Antwort erhalten; sollten die Briefe nicht hingekommen sein, Vielleicht kommt dieser glücklich hin. (Es sollten doch nicht drei Briefe auf einmal weggekommen sein. Ed.) Wir leben noch immer, doch wer weiß, wie lange noch? Hier in Paulsheim hat sich ein großes Unglück ereignet. Bei Tobias Schmidt sind zwei Töchter im Alter von 21 und 23 Jahren während des großen Regens ertrunken. Geregnet hat es viel, beinahe alle Tage, Jetzt ist es eine Woche trocken gewesen, aber ds Nachts hat es wieder geregnet und es regnet auch heute noch. Die erwähnten Schmidtstöchter waren im Trogwagen vom Felde gekommen, waren durch einen Wasserstrom gefahren, dabei war der Wagen umgekippt und die Mädchen waren ertrunken.

Ich schrieb schon den vierten Juni, daß es schrecklich gewittert und geregnet habe, ich hatte aber den Brief nicht abgeschickt.

Der alte Jakob Buller lebt, ist aber umnachtet. Sie leben in ärmlichen Verhältnissen. Sie wohnen schon in der Sommerstube bei der ältesten Tochter.

Bernhard Peters ist diese Woche begraben worden. Sein Alter war 97 Jahre.

Aeltester Johann Schartner ist krank; er schläft immer lange, u. wenn sie ihn aufwecken mit Gewalt ist er ganz steif. Der Doktor hat gesagt, er wird im Schlafen bleiben, so wie sein Vetter Peter Wiebe auch gestorben ist. Der letztere soll noch geschrieen haben: „Der Gott des Friedens zertrete den Satan! Nur selig abscheiden und bei Christo sein! Amen."

Wir, die Alexanderwohler Gemeinde gehören jetzt alle zu Margenau oder Landskrone. Das ist mir recht. Ich bin in Margenau getauft, von Aeltester Töws, Pordenau, weil damals hier kein Aeltester war — Wiens war abgeschickt.

Lena Braun, schreibe doch einmal, wie es dir, deiner Mutter und Bruder geht. Ich schreibe so viel und bekomme so wenig Briefe. Anna Thießen, geborene Fast, schicke uns einmal ein Lebenszeichen!

Wenn es uns auch nicht aufs herrlichste geht, so müssen wir geduldig tragen und hoffen auf bessere Zeit.

Abram Friesen, Pawlodar, Sibirien, schreibe uns einmal einen langen Brief und berichte uns, wie es euch geht.

Seid alle gegrüßt, die dieses lesen, nahe und fern.

Den 22. Juli wurde Johann Suckau,

Fortsetzung auf S. 12.

Erzählung.

Zu Straßburg auf der Schanz.

(Fortsetzung.)

Mein Vater war immer so stille und der Andres tat mir alles, was er mir in den Augen absehen konnte, und suchte manchmal ein Gespräch mit mir anzufangen, — aber ich sah es deutlich, er tat sich Gewalt an, und es lag der Kummer bleischwer auch über seiner Seele. Ich fragte ihn manchmal, ob er n'chts von dem Franz gehört hätte, da ward er jedesmal noch trauriger und sagte: der Vater habe schon einen Brief von ihm bekommen, — das habe man von dem Boten erfahren, — aber er gedenke sein mit keiner Silbe.

Mein Vater sagte, als es aufs Frühjahr zuging, er werde alt und könne der Arbeit immer weniger vorstehen, und es sei ihm lieb, wenn er einen Schwiegersohn bekomme, und der Andres sei gar ein wackerer Bursche, und er habe sein ganzes Vertrauen auf hin gesetzt; aber ich erwiderte: Jetzt sei mir's noch unmöglich, ans Heiraten zu denken, er solle nur langsam tun und mich nicht drängen, es würde alles noch gut werden. Seitdem kam der Andres mir nur noch trauriger vor als vorher.

* * *

Beinahe ein Jahr war vergangen und wir hatten kein Sterbenswort von dem Franz gehört. Da kam eines Abends, als me'n Vater gerade abwesend war, die alte Ursel in mein Haus, die des Wilm Haushälterin gewesen und den Franz groß gezogen hatte: „Ich sollte eigentlich euer Haus nicht betreten, Jungfer Lore, denn mein Herr hat mir's streng verboten, — aber es bricht mir das Herz, wenn ich nicht mit einem Menschen über meinen Jammer reden kann.

Der Franz hat geschrieben von Straßburg — schon zweimal — und ach, Lore, es ist herzzerreißend wie es ihm geht. Er bittet seinen Vater um Gottes Barmherzigkeit willen, daß er ihn loskaufen möchte; er könne unter dem wüsten Volk nicht mehr länger bleiben oder es gäbe ein Unglück, denn Not kenne kein Gebot. Er wolle gewiß alles tun, was er ihm an den Augen absehen könne, wenn er ihn wieder he'mnähme, er wolle auch kein Wort mehr vom Heiraten sagen und hoffen, daß ihm, seinem Vater, Gott das Herz schon lenken werde, wenn es so sein solle. So aber könne ers nicht länger ertragen. Sein blauer Rock, wenn er ihn anziehen müsse, komme ihm vor wie ein Totenhemd, und jeden Abend, wenn er sich niederlege, wünsche er, daß er nicht mehr aufwachen möge."

„Ich habe den Alten auf den Knieen um Barmherzigkeit gebeten und ihm Himmel und Hölle vorgestellt, und daß es gewiß ein Unglück geben werde, — denn ich kenne den Franz von klein auf — aber der Alte will keine Vernunft annehmen. Da vergingen ihm auch die unnützen Gedanken, sagt er, und wer dem Vater nicht folge, müsse dem Kalbfell folgen. Er wolle ihn schon mürbe werden lassen.

„Ach, Lore, liebes gutes Kind, wenn du keinen Rat weißt, vergeh 'ich vor Angst. Ich bin unschuld'g daran, aber du wirst sehen, es nimmt ein böses Ende, denn der Alte hat ein Herz von Stein und der Franz hat den tollen Kopf von ihm geerbt, obwohl er so gut ist und das Hemd vom Leibe verschenken kann, und sich leiten läßt wie ein Lamm, wenn man gute Worte ausgibt.

„Ach, gib mir einen Rat, du bist e'n kluges, verständiges Kind, und du hast ihn auch lieb gehabt, und es wäre doch viel besser, ihr heiratet einander, als daß der arme Junge so schändlich zu Grunde geht."

Ich mußte meinem Vater gehorchen und sagte: so leid mir auch der Franz tue, sei ich doch d'e letzte, die da hinein ein Wort reden könne.

Niemand als dem Andres konnte ich mein Herz ausschütten, und sagte, daß gewi ßdas Schlimmste passieren werde, weil er dort bei den Soldaten gar keinen guten Freund an der Seite haben und kein chr'stlich Wort hören werde. Der meinte wohl, ich sehe alles zu schwarz, aber er wurde nach jedem solchem Gespräch so still und traurig, daß ich mir nicht mehr davon zu reden traute, und all meine Gedanken in mein Herz verschloß und die Last je länger je schwerer werden fühlte.

Merk' wohl, Josephe, der Andres liebte mich ebenso wie der Franz, und wünschte, daß ich sein Weib werden möchte, und er durfte es mit gutem Gewissen — denn mein Vater wollte es auch — doch er hatte auch etwas von der Liebe, die nicht das Ihre sucht, und die nicht von Fleisch und Blut, sondern vom Geist des Herrn geschaffen wird in d'e Herzen. Er hatte das Joch getragen in seiner Jugend, und das, Josephe ist ein köstlich Ding einem Menschen. Sie haben ihn wohl oft verspot'et wegen seines stillen, gelassenen Gemüts und ihn ein verzagtes und blödes Bürschlein gescholten, weil er seinen Wunsch und W'llen dem Willen Gottes anheimgestellt hat, aber hernach haben sie's anders gelernt und haben's wohl erfahren, daß die da gelernt haben stille sein, stark seien vor den Augen der Weltkinder.

Es ging aufs Frühjahr zu, wie gesagt, und ich saß eines Abends wieder an meinem Spinnrad und dachte meinem Kummer nach. Der Andres kam heim vom Feld, und ob 'ch wohl schnell ein Gespräch mit ihm anfangen wollte, merkte er's doch, was mir auf dem Herzen lag, und sagte: „Ich sehe es wohl, Lore, du denkst an den Franz. Es geht mir auch so. Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe, denn er ist mein bester Freund gewesen. O, wie oft denke ich, wenn ich nur bei ihm wäre in Straßburg. Ich kann etwas aushalten und bin der guten Tage nicht gewohnt, und würde keiner Seele fehlen, als vielleicht de'nem Vater, der aber trotz seines Alters rüstig gnug ist, um dem Hauswesen noch eine Weile vorzustehen, und du würdest weniger bekümmert sein, wenn du mich auch in Straßburg wüßtest, und der Franz würde dann seine Zeit aushalten, — denn er hat sich oft von mir etwas sagen lassen."

„Das ist wohl wahr, Andres," sagte ich, „aber wie solltest du nach Straßburg kommen?"

„Nun, kümmere dich nicht, guter Rat kommt übernacht. Ich habe heute noch einen Gang zur Stadt zu machen, da will 'ch sehen, was sich tun läßt.

„Leb wohl, und was du auch von dem Andres hören solltest, so denk', er ist nur seinem eigenen Gedanken gefolgt. Sein Herz ist nicht falsch gewesen und er hat seinen Freund nicht vergessen, und vielleicht will Gott seinen Segen dazu geben, da'z eine böse Sache noch ein gutes Ende nimmt."

Er gab mir die Hand und wollte noch etwas sagen, aber se'ne Augen wurden feucht und seine Lippen zitterten. Er wandte sich und ging schnell davon. Ich konnte auch vor großer Traurigkeit mich nicht besinnen, was er wohl zu tun gedenke, — denn großes Leid schließt etlichen Menschen das Herz auf für andere, etlichen aber schließt es das Herz zu und macht sie eigensüchtig. Er kam die Nacht n'cht mehr zurück. Er hatte in der Stadt sich anwerben lassen unter das Regiment des Franz, und am folgenden Morgen war er bereits auf dem Weg nach Straßburg. Der Bote hatte ihn abziehen sehen und die Nachricht nebst einem Gruße von ihm uns aus der Stadt mitgebracht.

Das war Liebe, Josephe, christliche Liebe, und die ist stark w'e der Tod, ja noch stärker. —

Nun verstand ich, was er am Abend vorher gesagt, und warum er einige Tage vorher in seiner Bibel den Spruch Römer am 9. unterstrichen hatte: „Ich habe gewünschet verbannet zu sein für meine Brüder, die meineGefreunde sind nach dem Fleisch," und ich machte mir die b'ttersten Vorwürfe, daß ich nicht besser auf meine Worte gemerkt hatte. Aber nun war es zu spät und das Unglück des Franz konnte doch nicht mehr gewendet werden.

* * *

Nun höre wohl, Josephe, was ich dir zu erzählen habe.

Der Sommer ging vorüber, und es waren jetzt zwei Jahre, daß der Franz sich hatte anwerben lassen, und etwa ein halbes Jahr, seit der Andres uns verlassen, da kommt der Bote und bringt einen Brief.

Ich schrak zusammen, als ich hn in den Händen hielt und sah nicht nach der Aufschrift. Ich wußte, daß er von i h m war, dem Franz. Ich will dir ihn lesen."

Die Alte griff langsam in die Tasche und brachte einen Brief hervor, und faltete ihn auseinander. Das Papier war mürbe und bruch'g und die Tinte gelb geworden, und hie und da waren die Buchstaben verwischt und unleserlich.

„Meine Tränen sind darauf gefallen," sagte sie, „und habens verwischt, aber es tut nichts, ich kann ihn auswendig." Sie rang offenbar nach Fassung und machte mehrmals vergeblich den Versuch zu lesen.

„Ach," sagte sie, „was ist doch ein Menschenherz für ein trotzig und verzagt Ding. Es ist doch des Herrn Wille gewesen, und Gottes Wille guter Wille, und ich habe gerungen und obgesiegt durch Beten, aber das blinde Herz will es immer wieder besser wissen und nicht stille sein und harren, auf daß es stark werde."

Fortsetzung folgt.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom

Mennonitischen Verlagshaus

Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.

SCOTTDALE, PA

U. S. A.

18. September 1912.

Editorielles.

— Präsident Taft soll einen so schlimmen Fuß haben, daß er gezwungen ist, sich eines Rollstuhls zu bedienen. Sogar auf seinen Reisen ist er genötigt, sich auf demselben z. B. vom Bahnwagen zum Automobil usw. rollen zu lassen. Das ist selbstverständlich sehr unbequem für ihn und wir wünschen ihm von Herzen baldige Besserung; aber er wird wahrscheinlich nicht der einzige in den Vereinigten Staaten sein, der sich in solcher beklagenswerten Lage befindet. — Manch ein Arbeiter, der es in gesunden Tagen kaum möglich machen kann, sich und seine Familie zu ernähren, wird von Krankheit oder Unglück übereilt und muß sein Kreuz tragen, ohne daß ihm ein Fahrstuhl zur Verfügung steht, mit dessen Hilfe es ihm möglich wäre, sich und seiner Familie zu einen Ausweg aus ihrer traurigen Lage zu helfen.

— Unsere Nachbarn in Mexico sind noch fleißig beschäftigt, bessere Zustände in ihrem Lande zu schaffen. Bisher ist in dieser Richtung erst wenig, vielleicht auch gar nichts, erreicht. Es scheint vielmehr, als ob die Zustände immer schlechter werden. Die Rebellen versprechen die Hauptstadt zu nehmen, und die Regierung ist jeden Augenblick daran, den Rebellen den Garaus zu machen. Ausgeführt hat bis jetzt keine Partei ihre Pläne. Daß eine Aenderung der Lage bald zu erwarten ist, könnte man schwerlich behaupten, jedoch mag es geschehen, wie es oft der Fall gewesen ist, daß sich die unruhigen Wellen plötzlich legen, ohne daß irgend einer der Parteien das Verdienst daran zuzuschreiben wäre. Auch hier wird es nicht von Stärke des Armes, von der Schärfe der Waffen abhängen, sondern davon, welcher Seite Gott den Sieg gibt, und wem er den Auftrag geben wird, die Verhältnisse des Landes zu ordnen.

— Endlich können wir den Lesern mitteilen, daß P. M. Friesens **„Die Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft in Rußland"** bei uns zu haben ist. Wie schon einige Male an dieser Stelle berichtet wurde, erwarteten wir schon seit längerer Zeit eine größere Sendung dieser Bücher, die denn auch zuletzt eingetroffen ist. Dadurch ist es uns möglich, Bestellungen, die man uns so bald wie möglich schicken möchte, sofort auszuführen. Der Preis $3.50 und 30 Cents extra macht es auch dem weniger Bemittelten möglich, sich das Werk, dessen Herstellung den Verfasser 25 Jahre in Anspruch genommen hat, zu verschaffen.

Auf einer andern Seite dieses Blattes bringen wir eine Anzeige mit Angabe des Preises dieses Buchs, dieselbe wird auch in den folgenden Nummern noch wiederholt werden. Bitte, nicht die Anzeige zu übersehen, und Nichtleser der Rundschau darauf aufmerksam zu machen. Agenten möchten wegen der Verkaufsbedingungen sich an das Mennonite Publishing House wenden.

Von der Entstehung des Mennonitentums beginnend, führt uns das Buch an allen bedeutungsvollern Begebenheiten in der mennonitischen Geschichte vorbei. Wir sehen sie von Preußen nach Rußland übersiedeln, sich dort niederlassen und ausbreiten, und einen Teil derselben, durch die gedrohte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht erschreckt, nach Amerika auswandern, wo sie wieder ansiedelten, sich ausbreiten und Gemeinden organisierten.

Aus Mennonitischen Kreisen.

J. G. Kornelsen, Henderson, Nebr., schreibt am zweiten September. Ich habe das Farmen aufgegeben und bin nach York, Nebr., gezogen, wo ich das Business-College besuchen will."

John H. Rogalsky, Hydro, Okla., schickte am 2. September $1.00 für die Rundschau der Witwe Heinrich Peters daselbst und berichtet bei der Gelegenheit: „Es ist hier jetzt sehr trocken und es fehlt notwendig an Regen."

P. A. Pauls, Medford, Okla., schreibt am 5. September: „Bitte, meine Rundschau nach dem 9. September nach Nowata, Oklahoma zu senden. Wir gedenken Dienstag von hier abzufahren, dorthin. Ich bitte, daß Freunde sich das merken möchten."

Heinrich Vogt, Hague, Sask., wünscht Rundschau und Jugendfreund künftig nach Blumenort, Post Gretna, Manitoba, geschickt zu haben und berichtet: „Wir haben viel Regen. Das Getreide fängt schon an, in den Hocken zu wachsen. Wir würden schon im vollen Dreschen sein, wenn wir nicht so viel Regen hätten. Das Getreide war schon vorige Woche gemäht, außer dem spät Gesäten. Heute, den 30. ist es schön; hoffentlich bleibt es jetzt so."

Von Kremlin, Oklahoma wird berichtet: „Es ist hier beinahe alle Tage stürmisch u. es fehlte schon sehr an Regen. Begräbnisse sind hier in letzter Zeit zwei gewesen. Es wurde die alte Tante Martens begraben und dann noch die junge Frau Heinrich Moritz. Diese hinterläßt ihm ein kleines Töchterchen von zwei Jahren. Sie war verunglückt beim Pflügen und mußte plötzlich sterben. So geht es, einer muß sterben, weil er alt ist, und der andere kann auch sterben wenn er noch so gesund und jung ist. Möchten wir darum allezeit bereit sein! Bei Johann H. Bothen ist den 30. August ein Töchterchen eingekehrt. Mutter und Kind befinden sich ganz wohl. Sarah Buller ist nach Nebraska gefahren, ihre Brüder und Bekannten zu besuchen. — Das Dreschen ist hier somehr beendigt und der Ertrag ist von 10 bis 20 Buschel Weizen vom Acre."

Urban Werner, Fayette, Ohio, schreibt am ersten September: „Einen Gruß an den Editor und die ganze Rundschaufamilie. Es sind schon wieder zwei Monate verstrichen, ohne daß ich die Rundschau neubestellt habe. Die Ursache davon will ich euch mitteilen. In der Heuernte hatte mein Tochtermann die letzte Fuhre Heu von meinem Lande heruntergeholt. Ich und meine Tochter waren aufgesessen, als aber die Fuhre auf den Weg hinausfuhr, so stand sie haltend auf dem Wege und wir rollten beide vom Wagen herab in einen tiefen Graben. Ich hatte meinen linken Arm beschädigt und die Tochter hat sich auch am linken Arm wehe getan. Mein Arm ist noch nicht heil. Wenn Jesus seine Rute braucht, so wollen wir uns recht nahe zu seinen Füßen machen, dann legt er dieselbe bald wieder ab. Jesu Liebe ist so groß. Noch einen Gruß an alle Leser im Namen Jesu." (Den Jahresbetrag für beide Blätter erhalten. Dank. Ed.)

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., berichtet am 1. September: „Die Pfirsichernte ist beendigt; jetzt ist man sehr beschäftigt, die Trauben zu schneiden, die dann von der Sonne zu Rosinen getrocknet werden Br. Bartsch erzählte mir neulich, daß er fünfzig Personen in seinem Weingarten hatte, die die kernlose Trauben schnitten. Gestern morgen kamen vier Familien von Kansas hier an: Gerh. Peters und Abraham Neufelds, Inman; Joh. Kofelds, Lehigh, und die teilweise Familie des Br. D. A. Klaassen. Der Wechsel ist ja groß; etliche gibts, wenn sie herkommen, dann fühlen sie — nun wie denn eigentlich?—manche ein bißchen zu froh und andere „bangen" sich—so geht's auch meinem Vetter P. K. Fast, der vorige Woche hier von Terek, Rußland, ankam. Der junge Br. C. L. Hodel — unsre Nachbarn — wurde diese Woche im Burnett Hospital in Fresno operiert; ist sehr munter soweit. Wer ein Buch von der Memriker Ansiedlung haben will, kann mir 40 Cents schikken, und ich schicke eins portofrei. Habe eben eine Sendung direkt von Memrik erhalten."

T. T. Köhn schreibt von Ogden, Utha, am 1. September: „Werter Ed.tor und Leser! Da ich hier in Ogden auf den Zug nach Sacramento warten muß und es zum Schreiben hier so bequem ist, will ich aus Langeweile ein paar Zeilen an die Rundschau schreiben. Daß der Nordwesten, das ist, der nordwestliche Teil von Kansas, Colorado und Utha usw. so viel nutzloses Land hat, wußte ich nicht. Das nordwestliche Kansas hat noch ein dürftiges Grün, aber weiterhin sind nur kahle Ste.nberge und Schluchten. Nur hier und dort sind in weiter Ferne kleine grüne Fleckchen, mit kleinen, dürftigen Häusern, wo bewässert werden kann. Auf einigen dieser grünen Plätzchen sind sie gerade am Weizen- und Haferschneiden. Auch ist da Alfalfa. Einiges sahe nicht sehr gut aus, doch waren es n.cht große Felder. Ein Mitreisender auf dem Zuge sagte mir, so würde ich es durch den ganzen Westen finden bis zu meinem Reiseziel Sacramento, Atwater und Los Angeles, nur, daß dort mehr grüne Anpflanzungen zwischen den Bergen vorhanden sind. Auch hier zwischen den gräulichen Bergen loben es sich die Leute vor, und die angebauten Plätze sind teuer. Mit Gruß an alle Leser, T. T. K."

P. H. Buschman, Lewiston, Michigan, schreibt: „Werter Editor! Da ich schon die Rundschau bestellen muß für Maria Görtzen, so will ich gleich noch einiges von hier berichten. Soviel ich weiß, ist in der Umgegend nichts von Krankheit zu hören. Es war hier seit zwei Monaten sehr regnerisch. So haben wir es, seit wir hier sind, noch nicht gehabt in d.eser Jahreszeit. Doch, soviel ich weiß, hat der viele Regen weiter nicht geschadet, als daß er die Feldarbeit sehr aufgehalten hat. Es sieht alles sehr gut aus, nur für Wassermelonen war es durchgängig zu kühl den ganzen Sommer hindurch. Wir hatten sogar am 15. Juli einen le.chten Nachtfrost, der aber nichts schadete. Dann war am 16. August wieder ein leichter Frost bemerkbar. Nachher ist es wieder wärmer geworden, aber nach trocken werden sieht es nicht. In Lewiston sind die Main Straße entlang Zement-Seitenstege gemacht worden, die der Stadt zur Zierde gereichen. Die Au Sable und North Western Bahn Co. hat die schmalspurige Bahn an die Detroit u. Mackinac Bahngesellschaft verkauft, und nächstes Jahr soll eine breitspurige Bahn durch diese Gegend gebaut werden. Aepfel gibt es hier so viel, daß sie nicht zu verkaufen sind; die Bäume zerbrechen unter der Last der Aepfel."

Helena Derksen, Grünfeld, Rußland, berichtet am 31. Juli: „Wir gedenken morgen, den 1. August abzufahren nach Sibirien, wo wir dann ferner unser Heim gründen wollen. Bitte, dieses in die Rundschau aufzunehmen, denn ich möchte gerne mit diesem den Bruder Aron Derksen, Lost River, Sas.k, besuchen. Was macht ihr, liebe Geschwister, seid ihr gesund? Wir sind jetzt alle schön gesund. Wir gedenken jetzt eine weite Reise anzutreten, wo es wohl so manches mühevolle geben wird. Aber mit Gottes Hilfe wird es gehen, des sind wir festen Glaubens. Vetter Aron Derksen bei Morse, Sask., deien Bericht habe ich gelesen. Danke schön. Du berichtest daß Onkel H. Görzen tot ist und, daß, wer von den Geschwistern seine Adresse schickt, eine Photographie bekommt. So will ich es hier tun. Die Adresse des Dietrich Heinrich Görzen ist: Utsch. Sajzewo No. 89, Post Slawgorod, jaschtsch. No. 1, Kreis Barnaul, Gouv. Tomsk. Diese Adresse gilt auch für Witwe Aron, Salomon und Dietr.ch Derksen, Grünfeld. — Lieber Onkel und Tante Martens, Rosthern, seid ihr wieder ganz gesund? Ihr Vettern Heinrich und Franz Janzen, warum laßt ihr nichts hören? Oder ist dort so viel mehr Arbeit als in Manitoba? Noch einen Gruß an alle, die sich unser erinnern, von eurer Freundin, H. D."

D. H. Buschman, Weatherford, Okla., schreibt am 3. September: „Werter Editor! Weil ich in der Rundschau las, daß deine Schubladen leer werden, so will ich denn auch einmal mit einem kleinen Schreiben ein Lebenszeichen von mir geben und helfen, die Rundschau füllen. Ich bekam kürzlich einen Brief von meiner lieben Kousine, Frau Jakob Reimer aus Rußland. Sie erzählt von großer Armut und Entbehrung. O, hätte man die Leute hier, ihnen wäre mit wenigem weit geholfen, aber jetzt sollen es immer blanke Taler sein und die waren uns voriges Jahr auch recht knapp zugeteilt. D.eses Jahr war unsere Ernte wieder besser. Weizen gab 23 Pud vom Acre — es nimmt beinahe drei Acres für eine Desjatine — Hafer gab es 24 Pud. Corn gibt es wenig. Der Preis für Weizen ist 50 Cents per Pud. Es gehen von hier mehrere nach California. Es sind viel Versteigerungen, doch Kühe und Pferde werden immer gut bezahlt. Letzten Sonntag feierten wir in unserem Versammlungshause eine Hochzeit. Das junge Paar war Jakob K. Sawatzke und Cornelia Barkman — die Tochter meiner jüngsten Schwester. Br. J. M. Friesen redete zuerst ernst über d.e Wort: „So gingen die beiden miteinander," was auch noch den ältern Geschwistern zur Lehre war. — Obst hat es dieses Jahr viel gegeben, da es aber so lange anhaltend trocken ist, fällt viel ab. Besonders die späten Aepfel, die man zum Winter aufbewahren möchte, fallen ab und verfaulen, denn zu Cider (Obstmost) sind sie noch zu grün und die Witterung zu warm. Ich habe darum das Getreide nach Pud angegeben, weil das die Rußländer besser verstehen."

Todesnachricht.

Mountain Lake, Minn., 28. August 1912.

Drei Sterbefälle, No. 34, 35 und 36.

Am 15. August starb Schwester Anna (Gerhard) Lemky zu Rosthern, Sask., im Alter von 50 Jahren und 8 Monaten, an Schlaganfall. Ihre Nachbleibenden waren zu drei Fünftel der vollen Unterstützung berechtigt, und die Geschäftsbehörde beschloß, diese Summe, $600.00 an den Nachlaßverwalter zu senden. Dieses Geld wurde aus der Reservefondkasse bezahlt und für diesen Sterbefall keine Auflage gemacht.

Der nächste Sterbefall war Jacob B. Giesbrecht, von Rosthern, Sask., welcher in einem Alter von 39 Jahren an Tuberkulose gestorben ist. Laut Doktors Bescheinigung ist er zehn Wochen krank gewesen. Er war seit fünf Jahren Mitglied unseres Vereins. Seine Nachbleibenden waren zu voller Unterstützung berechtigt. Er hinterließ seine Frau mit neun unmündigen Kindern in sehr dürftigen Verhältnissen und ist ihnen die Unterstützung wohl sehr gelegen gekommen. Die Geschäftsbehörde beschloß, Schw. Giesbrecht die treffende Summe von $1000 aus der Unterstützungskasse zu zahlen, welches seiner Zeit geschehen ist.

Ferner starb Br. Dietrich J. Hiebert, Hooker, Okla., den 10. August in einem Alter von 62 Jahren und 7 Monaten an allgemeine Schwäche. Er ist über zwölf Jahre lang Mitglied unseres Vereins gewesen. Seine nachbleibende Witwe ist zu vier Fünftel der vollen Unterstützung berechtigt. Die Geschäftsbehörde beschloß, Schwester Hiebert die betreffende Summe von $800 zu zahlen, und um diese Zahlung zu decken und für den nächsten Sterbefall wieder eine Kasse zu bilden, wurde von der Behörde beschlossen, eine Auflage von $3.00 per Mitglied zu machen, welche binnen zwölf Tagen, also bis zum nächsten 28. September, zu zahlen ist. Alle Mitglieder sind hiermit ersucht, ihre Zahlungen in gehöriger Zeit zu machen.

Der Verein hat seit Neujahr fünf Sterbefälle gehabt; zwei davon sind aus der Reservefondkasse gezahlt und die übrigen durch Auflagen gedeckt wurden.

Mit Gruß,

H. P. Goertz, Schreiber

Mennonitischer Unterstützungsverein.

Mission.

China.

Eingesandt von M. B. Fast.

Lieber Bruder M. B. Fast!

Gott grüße euch! Will schnell dir und den lieben Geschwistern einige Zeilen senden Wir würden gerne im Namen der Heiden den beiden lieben Rundschaulesern unsern herzlichen Dank aussprechen für die Gabe, ($8.00) die wir gestern durch dich, lieber Bruder, zugesandt erhielten, doch da du ihren Namen nicht genannt, so ist es uns persönl.ch nicht möglich, so geben wir es an dich ab, welches du vielleicht übermitteln kannst, wenn nicht anders durch die Rundschau! Der ewig treue Herr wird es vergelten! Ja, ihr Lieben, was wir für die Mission getan, ist nicht in den Wind gestreut. Wir sind erfreut, von Zeit zu Zeit zu lesen wie manche der lieben Rundschauleser im vergangenen Jahr so opferwillig waren für die Not anderer ihre Gaben zu spenden. Gott segne es. —

Wie ihr ja schon aus der Rundschau seht, sind wir schon zwei Monate auf unserem neuen Felde, was wir vorigen Herbst, als die Unruhen ausbrachen, kaum gehofft hätten, doch der Herr, der uns hergesandt, ist uns besonders freundlich und gnädig gewesen. Soviel wir jetzt wissen und sehen können, haben wir ein sehr schönes Arbeitsfeld, d. h. vom Missionsstandpunkt aus gesprochen. Hier in unserem Felde sind Tausende, die nie von Jesus etwas gehört haben und sind, da es von der Küste und der Civilisation noch mehr abgelegen und abgesondert ist, sehr unwissend. Aber besonders nach der Revolution, scheint es, ist in China eine Tür geöffnet und ist Gelegenheit wie noch nie zuvor; auch die fernsten abgelegensten Orte sind jetzt offen für das Wort Gottes. Wenn der Herr jetzt noch in der Zukunft die Herzen so öffnen kann und die Kinder Gottes ihre Aufgabe dem neuen China gegenüber erfüllen, dann sind wir zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Nur schade, daß der Atheismus sehr anfängt einzudringen und die Heiden die Götzen über Bord werfen, aber damit auch allen Glauben an einen Gott des Himmels. Das sind Früchte der gottesleugnerischen Bücher, die verbreitet und von der Jugend aufgenommen werden. Bis hier, soweit in das Innere ist es noch nicht gekommen und die Leute hängen noch mit Leib und Leben an den Götzen und dienen denselben sehr treu. Aber von Kaying klagt Missionar Campell darüber, daß es sehr eingerissen ist und die Arbeit erschwert, doch gibt der Herr auch dort Sieg und Segen. Wir beten und hoffen, daß das Evangelium hier erst Eingang finden wird. Wir sind sehr dankbar, daß wir jetzt schon, wenn's auch noch nur sehr mangelhaft ist, dürfen jeden Sonntag und auch sonst so das teure Evangelium verkündigen zu großen Versammlungen, welche recht aufmerksam zuhören, und wie es scheint, nehmen die Versammlungen stetig zu, , so daß wir in unserem Raume fast nicht mehr Raum hatten. Wir haben viel gebetet, der Herr wolle uns einen Platz geben, wo wir uns versammeln könnten. Wir wollten sonst einen Platz renten, doch hat der Herr über Erwarten getan und wir haben dürfen einen schönen Platz kaufen. Es ist ein großes Haus mit gebrannten Ziegeln darauf, welches ich jetzt umändere, denn vorläufig wollen wir noch nicht neu bauen, obzwar dort beinahe Material genug sein würde, eine neue schöne Kapelle zu bauen; aber für einige Zeit wird es so wie es ist, nachdem ich zwei Zimmer, die ziemlich groß sind, in eine Kapelle umgebaut habe, ausreichen. Natürlich ist solcher Umbau mit Kosten verbunden, weil es gar nicht dafür eingerichtet war, doch wird der Herr uns für alles das Nötige schenken. Der ganze Platz und Gebäude kostet uns mit allem zusammen etwa $250.00 nach amerikanischem Gelde. Natürlich kostet das Umbauen jetzt auch noch vielleicht $75.00; aber dann haben wir auch eine schöne Kapelle, 35 zu 38 Fuß groß und noch 14 Zimmer nebenbei. Also Material mehr wert als der ganze Kaufpreis ist. Solches hat der Herr getan und ist ein Wunder vor unsern Augen. Unser Lehrer, der sich gänzlich auf die Seite Gottes gestellt und ein liebes Gottes Kind geworden ist, ist uns auch im Kaufen eine sehr große Hilfe gewesen, denn er versteht all die chinesischen Kniffen, davon wir nichts wissen. O, wie dankbar, daß Gott uns solchen Lehrer geschenkt hat. Auch in der Verkündigung des Wortes Gottes ist er mir eine große Hilfe, denn er predigt frei, daß Jesus der Christ sei, so gut er kann, obzwar ihm noch vieles an der Lehre des Evangeliums unbekannt ist. Doch er studiert fleißig die Bibel. Auch unser Koch hat sich zum Herrn bekehrt, also daß wir hier jetzt schon zwei Brüder haben aus den Heiden, welches uns eine große Freude macht, da wir ja noch nur so kurze Zeit hier in China sind, und dieses ein ganz neues Feld und neue Arbeit ist. Aber der Herr hat's getan. Arbeit ist hier so viel, wenn wir nur erst vollständig arbeiten könnten, doch müssen wir uns noch gedulden, da die Zeit des Studiums doch zwei Jahre ist, und wir noch nicht ein Jahr hier sind. Wir wollen aber tun, was wir können, der Herr segnet uns. Geschwister, betet auch für uns, auch besonders für unseren Lehrer, der es auch oft nicht zu leicht hat. Unter Tränen erzählte er mir eines Tages, wie es ihm gehe. Denn erst hatte er viele Freunde überall, und die verließen ihn jetzt, da er völlig auf Gottes Seite getreten, ja schimpften ihn, doch es war mir so erfreulich, wie er kürzlich gesagt hatte, als sie ihn schimpften, sie sollten nur schlagen, er würde nicht; früher habe er auch geschlagen, doch jetzt nicht. Ist solcher Standpunkt nicht schön von einem Heiden? Der Herr ist mit uns in dieser neuen Arbeit!

Du fragst, lieber Bruder, ob ziemlich Mittel kommen. Gottlob, wir dürfen sagen, wir haben bis hierher noch immer alles gehabt, was wir brauchten; auch für ferner vertrauen wir dem Herrn, denn der Herr hat uns gesandt, und ihm fehlt es auch nicht an Mitteln. Die Gabe, die du, lieber Bruder, gesandt hast, haben wir für den Bau und Kaufen des ersten Gotteshauses in diesem neuen Felde in Südchina verwandt Auch schon früher kam eine Gabe von ein paar Geschwistern aus Oklahoma, welche eben auch für diesen Zweck verwandt worden ist. Also haben diese Geschwister den ersten persönlichen Anteil am ersten Gotteshaus in diesem neuen Felde und in dieser neuen Arbeit, welches ja auch zu ihrer Freude sein darf. Da der Herr uns überall in Rußland so große Erweckungen schenkte und sich viele Seelen bekehrten, schenkte der Herr großes Interesse in dem alten Vaterlande für diese neue Arbeit in China und wir glauben, er hat auch dort schon Arbeiter gerufen für dieses neue Feld. Trotzdem die Ernte dort voriges Jahr zu schwach war, haben doch viele Geschwister dem inneren Trieb des Herzens gefolgt und ihre Hand nicht zurückgezogen, daß wir glauben, mit dem Bau unseres Missionshauses beginnen zu können, sobald wir dafür ein Stückchen Land kaufen können. Der Herr wird auch weiterhelfen. Jetzt wohnen wir noch in einem gerenteten chinesischen Hause.

Ach, daß die geöffneten Türen in China jetzt von den Kindern Gottes benützt werden würden, denn bald schließt die Zeit der Ernte für ewig, und dann ist keine Gelegenheit mehr.

Du fragst, ob hier auch viele arme alte Witwen seien. O, ja, genug; wenn wir nur erst voll in der Arbeit sein könnten. Da hier die Witwen wieder heiraten dürfen, wenn sie wollen — viele tun es nicht — so sind hier nicht so sehr viele Witwen wie in Indien. Aber arm ist das Volk durchweg sehr. Wie hat es schon oft mein Herz berührt, wenn ich die armen alten grauen Mütter sehe wie sie mit Stock und Korb in der Hand auf den Straßen gehen und täglich den Hundemist auffammeln, den sie dann verkaufen zum Düngen des Landes oder selbst zu verbrauchen, und so ihren täglichen Reis kaufen zu können. O, wie wird's doch einmal in der Stadt der goldenen Gassen sein, wo kein Armer, Blinder oder lahmer sein wird! Es kommen so viele Kranke um Hilfe und Medizin, doch ist ja jetzt unsere Hauptaufgabe, die Sprache zu lernen, damit wir die Leute verstehen, wenn sie kommen. Meine liebe Agnes hilft etwas, aber viele muß sie abweisen, weil sie noch nicht genügend die Sprache hat, um Medizin zu verabreichen, denn das ist ja oft doch von sehr großer Bedeutung und kann manchmal mehr schaden als nützen. Aber jetzt in der heißen Zeit wird von dem Studium nicht viel und zudem muß ich jeden Tag beim Bauen dabei sein, um alles zu ordnen, daß alles geht.

Nun, lieber Bruder, habe ich dir so etwas geschrieben, da die Zeit zum viel schreiben mir fehlt. Wenn du es für gut findest, darfst du dieses Schreiben der Rundschau übergeben. Wir sind mit unseren Kindern alle schön gesund, wofür wir sehr dankbar sind.

Wir grüßen euch noch in aller Liebe und hoffen, daß des Herrn Segen mit euch ist. Eure Geschwister für die Heiden Südchinas.

F. J. u. Agnes Wiens.

Shonghong, via Swatow, China.

Fortsetzung von S. 8.

Hierschau begraben. Er ist alt geworden 71 Jahre, 11 Monate und 16 Tage.

Bitte, dies in die Rundschau aufzunehmen, damit die Freunde erfahren, daß er sanft entschlafen ist.

Gestern wurde Klas Heide, Gnadenheim, begraben.

Heute ist heißer Wind.

Katharina Voth.

Bemerkung: Die Neufelds Angelegenheit paßt nicht an die Oeffentlichkeit, darum wäre es besser, deren Verwandten brieflich darüber zu berichten. Das Rezept können wir darum nicht bringen, weil es nur für Amerika bestimmt ist, in Rußland aber nicht bekannt gemacht werden soll, eine besondere Ausgabe der Rundschau für Rußland aber nicht gedruckt wird. Editor.

Man schätzt die Gesammtsumme aller auf der Erde existierenden Pflanzenarten auf ungefähr 400,000.

Warum der Berg nicht ins Wasser fiel.

Schluß.

Es dauerte nicht lange, da gewann ich das Lernen lieb und lernte mit Lust u. Erfolg, schon im ersten Jahre. Außer den andern Lehrgegenständen interessierte mich besonders biblische Geschichte. Die Vorliebe zu derselben hätten wir Schüler im allgemeinen wohl unserem Lehrer zu verdanken, der uns in derselben, sowie auch in anderen Gegenständen mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit unterrichtete. Traurig war ich, als ich die Geschichte der Austreibung Adams und Evas aus dem Paradiese hörte und las. Am allermeisten bedauerte ich, daß die Unglücklichen nicht mehr von den schönen Aepfeln des Gartens essen durften. Ich dachte darüber nach, wie dem abzuhelfen gewesen wäre. Der Cherub mit dem flammenden Schwert vor dem Eingange flößte mir natürlich großen Respekt ein. Da kam mir der Gedanke, womit der Garten Eden damals doch wohl umgeben und begrenzt war. Ich konnte mir nicht anders denken als mit einer Hecke oder einem Zaune, denn die Gärten des Dorfes waren mit solchen Schutzvorrichtungen versehen. Mir ging ein Licht auf. Ich hatte wohl einmal, als ich nach den schönen Aepfeln in des Nachbars Garten liebäugelte u. dieselben in meinen Besitz brachte, den Eingang nicht benutzt und war durch die Hecke gekrochen. Ja, das hätten die ausgetriebenen Menschen doch auch tun können, und ich wunderte mich, daß sie es nicht getan hatten. Es muß doch wohl das Rechtsgefühl in Bezug auf Art und Weise der Erlangung von gewissen Dingen nicht so sehr in mir entwickelt gewesen sein.

Bei jeder Geschichte hatte ich so meine Urteile und Rezensionen. Wir kamen an die Geschichten des Neuen Testaments, zu der Begebenheit der Verfluchung und Verdorrung des Feigenbaums, bei welcher Jesus zu den Jüngern auf ihre Verwunderung darüber die Worte sagt: „So ihr Glauben habt und nicht daran zweifelt, so werdet ihr solches nicht allein mit dem Feigenbaum tun, sondern, so ihr sagen werdet zu diesem Berge: „Heb' dich auf, und wirf dich ins Mee!" so wird's geschehen." Beim Nachdenken über diese Worte eröffnete si mir eine weite Perspektive, ein ungeahntes Operations- und Versuchsfeld. Der Glaube schien mir das allereinfachste zu sein. Sei dem mißlungenen Versuche von der Entstehung des Windes hatte ich wenig oder fast gar nicht mehr operiert. Jetzt erwachten in mir mit verdoppelter Intensivität die Versuchsgelüste.

Lange suchte ich im Stillen und Geheimen nach den beiden erforderlichen Versuchsobjekten, einem Berg und einem Meer. Endlich waren die beiden gefunden. In der Nähe des Dorfes befand sich ein Stück steilen, hohen Ufers, an dem sich das Flüßchen vorbeischlängelte. Der Berg war gut, unzweifelhaft, es war ein wirklicher Berg im Vergleich mit der Wiese. Das Meer war etwas klein, hier mußte notgedrungen die Phantasie mithelfen. Genug, der Ort war wie geschaffen zu einem Versuche. Nun fehlte es mir nur noch an einem Zeugen, einem Helfer, oder richtiger gesagt, an einem eventuellen Mitschuldner, sollte die Katastrophe eintreten; allein war mir die Geschichte zu riskant. Ich wählte zum Zeugen meinen älteren Bruder. Er war ein frommer, ehrlicher Junge und gehorsamer Sohn. Im Vergleich zu ihm war ich ein großer Sünder und Missetäter, der manches auf dem Kerbholz hatte, wovon er nichts wußte. Die Uebertretungen und Verstöße gegen Zucht und Ordnung wurden bei mir zwar regelmäßig mit dem Zollstocke belegt, und der Hang zu denselben versuchsweise aus den Hosen geklopft, aber nicht aus dem Blute. Es dauerte immer nicht lange, so war wieder eine Serie von der Sorte fertig. —

Es war im Herbste, da gingen wir beiden Brüder auf die Wiese, meinem Berge entgegen. Schon beim Hingehen rekognoszierte ich das Terrain in Bezug auf Sachen des Glaubens bei meinem Bruder und fragte ihn endlich, ob er an das angeführte Wort glaube. Er versicherte, daß er glaube.

Wir waren unterdessen vor den Berg angekommen, dabei immer das Thema verhandelnd und uns gegenseitig versichernd, daß wir fest glaubten. Nach einer letzten Versicherung stand ich auf, hob die Hand gegen den Berg, und sprach mit feierlicher Stimme die Worte:

„Berg, hebe dich und . . ."

Beide waren in höchster Spannung und voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die feierliche Stille in uns, die Feierlichkeit und die Einsamkeit rings um uns her, machten mein Herz höher schlagen. Eine geheime Furcht beklemmte mir die Brust, ein Gruseln lief mir über den Rücken, aber fest sprach ich die Worte zu Ende:

„. . . und wirf dich ins Meer!"

Eine Weile warteten wir, lautlos und stille, alles rings umher vergessend, nur mit höchster Spannung nach dem Berg schauend. Jetzt, nun mußte es kommen, das große Ereignis, die Frucht des Glaubens.

„Aber keine Ecke des Berges rührte sich, kein Krachen, Bersten und Kollern ließ sich vernehmen, kein Krümelchen, kein Steinchen fiel ins „Meer", dessen Wasser so spiegelglatt blieben wie bisher. Nicht einmal die biegsamen Weiden, die am „Meer" standen, und ihr Bild in dem ruhigen Wasser spiegelten, bewegten sich, kein Blatt rührte sich. Die Enttäuschung war groß und vollständig. Betroffen kehrten wir dem Berge den Rücken und gingen schweigsam nachhause.

Noch heute steht der „Berg" unberührt in seinen Grundfesten da. Nur das Wasser des Flüßchens hat gewechselt und viele Tropfen sind seither ins Meer geflossen. Es mag sein, daß der erste totale Mißerfolg bei dem Versuch auf Echtheit und Glaubwürdigkeit biblischer Worte den Grundstein bildete, auf welchen ich in späteren Jahren meine atheistisch angehauchten Ideen aufbaute und verfocht. Ich habe viel mit denselben zu kämpfen gehabt. gottlob, sie sind zerstört.

Seit jenem Versuche bis jetzt, da ich dieses schreibe, sind viele Jahre gekommen u. gegangen. Ich bin in der Zeit alt und grau geworden. Nach vielen Jahren der Abwesenheit kam ich einmal in mein Heimatdörfchen. Wie von ungefähr ging ich den Weg, den wir damals, mein Bruder und ich, gegangen waren. Der „Berg", der natürlich für mich jetzt kein Berg mehr ist, lag vor mir. Plötzlich tauchte in Gedanken an meine Kindheit die Scene von damals in meiner Erinnerung auf, so klar, so lebendig, als wäre es heute, mit allen einzelnen Begebenheiten. Ich sucht mir ungefähr die Stelle auf, wo wir gestanden hatten, beschaute mir den Berg, das Wasser, die Bäume, den Damm. Alles noch fast so wie damals. Ich ging die Anhöhe hinauf, setzte mich und l eß noch einmal die ganze Scene an meinem Geiste vorüberziehen.

Wie es nicht anders sein kann blieb ich bei der Frage stehen: Warum fiel denn eigentlich der „Berg" nicht, und warum sind so viele Berge, d'e sich in meinem Leben gebildet haben, nicht gefallen, trotz vermeintlich richtigen Glaubens?

Die erschöpfende Antwort auf diese Frage würde jetzt, nachdem ich tiefer ins Leben und in das Wort Gottes schauen gelernt habe, eine zu lange Abhandlung geben, die hier nicht am Platze ist. So viel sei nur gesagt und ist sicher, daß sowohl bei einem Kinde als auch bei einem Erwachsenen, d e r Glaube, der Berge zu versetzen imstande ist, von Gott gewirkt sein muß. Wenn das der Fall ist, dann ist er auch eine gewisse Zuversicht, kein Mittel zum Versuch.

Bei allen Menschen, bei denen dies nicht der Fall ist, die trotzdem aber behaupten zu glauben, ist der Glaube ein spekulativer, egoistischer, ich möchte sagen, ein Geschäftemachender. Ich möchte hinweisen auf Apostelgesch. 8, 14—26. Der wahre Glaube kommt aus demWorte durch Gehorsam gegen das Wort Gottes. Mit Gehorsam fängt er an, durch beharrende Treue im Kleinen entwickelt er sich, und wächst zu einer Macht heran, d'e wirklich Berge versetzt, die die Welt überwindet. Weil der Glaube nicht aus Gott war, darum fiel der „Berg" damals nicht, darum fallen und schwinden auch heute so viele andere nicht.

Millionen von Menschen ächzen und stöhnen unter der Last von Sündenbergen, die ihre Gewissen belasten und bedrücken. Ganze Scharen aus den Reihen der Menschheit werden erdrückt von diesen Bergen und enden ihr Leben in Verzweiflung durch Selbstmord.

Tausende versuchen ohne Glauben aus Gott und an Jesus, solche Sündenberge durch Werkgerechtigkeit abzutragen, durch Werkheiligkeit dieselben abzuschleifen. Was für ein wahnsinniges Beginnen, welch törichter Versuch! So tör'cht, wie der Versuch von damals.

Ja, wenn die Menschen, die Sünder Glauben hätten aus Gott und sprechen zu diesem Berge: „Hebe dich auf, und wirf dich ins Meer!" dann würde es geschehen.

J. B.

Aus der Friedensstimme.

Das Haus Gottes.

Unser Grund: Jesus Christus.
Baumaterial: Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh. 1. Kor. 3, 10—15.

Ich habe mit großem Interesse die Ausführungen über obiges Thema, von M. Hübert gelesen, und ich freue mich, daß mit diesem eine große und wichtige Tatsache an die Oeffentlichkeit gbracht worden ist, die dem Denkenden auf das Wichtigste erinnert, nämlich zu vergewissern, ob dein und mein Grund auch wirklich der in Zion niedergelegte Eckstein, Jesus der Messias, ist.

Es ist wohl wahr, das Wort Gottes besteht nicht in Aeußerlichkeiten, nicht in dem: Du sollst das nicht antasten! — du sollst jenes nicht anrühren! — welches sich doch alles unter Händen verzehrt! Aber das Reich Gottes besteht in Friede und Gerechtigkeit, in Liebe, im Glauben, in einer neuen Kreatur, und, wie der Baum nur dann etwas wert ist, wenn er seine Früchte bringt, so auch das Glied Jesu ist nur als solches, w e n n e s v i e l e F r ü c h t e b r i n g t, oder wie Jakobus sagt: Gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne Werke tot; Jesus aber warnt uns, indem er uns belehrt: „Eine jede Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird Er (der Vater) abbrechen und verbrennen."

Ich habe gerade diesen Punkt, die Früchte des Gläubigen, in dem Artikel nicht gefunden; denn es wird uns darin wohl gelehrt, wie es nicht sein sollte, doch die Salbe wird nicht im gleichen Verhältnis geboten.

Doch nun etwas über den Bau.

In 1. Tim. 3, 14 lesen wir folgendes: „Solches schreibe ich dir in der Hoffnung, bald zu dir zu kommen; damit du aber, falls ich verzögere, wissest, wie man wandeln soll im Hause Gottes, welche die Gemeinde des lebendigen Gottes ist."

Dieses, die Gemeinde Gottes, ist das einzige, wirkliche und wertvolle Haus Gottes, und sollte Paulus unter dem Baumaterial Gold, Silber etc. gemeint haben, so hätte er einen gründlichen Fehler gemacht, aber Gott sei Dank, er sowie Br. Hübert belehren uns eines Bessern, nämlich: wir sind die lebendigen Steine, welche mit dem Cement der Liebe zusammen getan sind, aufgebaut auf dem Grund der Apostel u. Propheten, wo Jesus Christus der Eckstein ist. Man vergleiche 1. Tim. 3, 14; 1. Petri 2, 4—5; Eph. 2, 19—22; 1. Kor. 3, 16. 17; 1. Kor. 6, 18—20; mit Joh. 4, 19—24.

Aber dieses, zum Haus Gottes werden. hat noch tiefere Bedeutung als nur Früchte zu bringen (und daß es nur göttliche Früchte sind, das ist doch sicher!),es versichert uns dieses auch noch, daß wir Gottes Hausgenossen sind (siehe Eph. 2, letzten Vers.), und kommt mir so vor, müßte doch das Wichtigste sein. Sind wir nun Gottes Hausgenossen und Söhne Gottes — Ebr. 2, 10 ff — geworden, durch die Verheißungen und durch den Glauben, so sind wir auch Abrahams Same — Gal. 3, 26—29 —, sind wir aber Abr. Same, da wir auf den israelitischenOelbaum gepfropft sind, haben wir Ursache uns zu hüten, gegen die Wurzel uns zu ruhmen, da wir ohne sie nicht bestehen können, Röm. 9, und als solche werden wir in den Fußstapfen des Vaters Abraham wandeln — vergl. 1 Mose 18, 16—19 —, eine Sache, die das natürliche Israel übersah und sie zu Kindern Satans machte. Joh. 8, 39. 44.

Freilig, wenn es Leute gibt, die das Erlaubte für unheilig und andere wiederum das Unerlaubte für heilig erklären, dann fängt Anmaßung und Ungehorsam an, sich Bahn zu brechen. Aber wenn der Molokaner das Essen des Schweinefleisches für Sünde erklärt, so ist nicht er es, der es sagte, sondern Jesus und die Apostel, und das alte Testament. (Was Jesus und die Apostel betrifft, so ist der Schreiber ganz und gar im Irrtum mit seiner Behauptung. Lies die Antwort Jesu auf die Frage seiner Jünger in Matth. 15, 16—18: „Seid ihr denn auch noch so unverständig " usw. und ferner, welche Stücke der Rat der Apostel den Heidenchristen — ohne sonstige „Beschwerung" — zu meiden empfahl, Ap. 15, 28. 29. Ed.) Aber nicht nur die Bibel, sondern auch Menschen, die Gott und die Bibel leugnen, sowie Doktoren etc. verdammen das Essen des Schweinefleisches.

Adolf Just schreibt in seinem: „Kehrt zur Natur zurück": „Am allerschlimmsten ist die Mast der Schweine. Das Schwein ist kein pflanzenfressendes Tier wie alle andern,derenFleisch wir essen;es gehört zu den unsaubern Allesfressern. Das Schwein frißt auch Fleisch, Fleischüberreste, selbst Ratten und in Verwesung begriffene Leichen, ja sogar seinen eigenen Kot. Das Mastschwein liegt nun heute in seinem dunklen Stalle in seiner Jauche und ist schließlich soweit tot und gefühllos, daß ihm die Ratten oft ganze Stücke aus dem Hinterteile fressen, ohne daß das Tier dieses fühlt oder sich dagegen wehren kann. etc."

Ich will hier nun noch eines Mannes Urteil, den ich nicht einen positiven Gläubigen nennen kann, anführen: Es ist Dr. Foote in seinem „G e s u n d e n M e n s c h e n-verstand"; er schreibt: „Eine der gewöhnlichen Ursachen der Blutunreinigkeiten ist Schweinefleisch. Es ist gesagt worden, alle Dinge wären für einen gewissen Zweck erschaffen. Dies ist sicherlich wahr; aber Schweine wurden nie zum Essen erschaffen. Wir lesen, daß Christus dieselben gebrauchte, um Teufel zu ersäufen. Sie konnten nie zu einem andern Zweck verwandt werden. Als Nahrungsmittel verursacht Schweinefleisch einen äußerst schädlichen Einfluß im Blute, es mit Kohlensäure anfüllend, und Skropheln beladend. Das Schwein ist kein gesundes Tier. Es frißt Schmutz, wandelt im Schmutz und ist selbst eine Schmutzmasse. — Schweinfleisch wird auch als mit Würmern angefüllt bezeichnet. In 1865 nahm die Trichinenkrankheit die Form einer Epidemie in Deutschland an, und behandelte auch viele Leute auf dieser Seite des Ozeans ziemlich rauh. Ein wissenschaftlichs Untersuchungs-Komitee in Chicago erklärte, daß von zwölfhundert untersuchten Schweinen e i n s unter achtundfünfzig mit diesen Schmarotzern behaftet gefunden wurde."

D. J. E p p.

Die Unreinlichkeit des Schweines und die Tatsache, daß sein Fleisch dem Menschen als Nahrungsmittel nicht besonders zuträglich ist, sogar oft verderblich wird, ist bekannt, und es wäre zu empfehlen, andere Nahrungsmittel an dessen Statt zu verwenden, oder bei der Aufzucht und Mast des Schweines große Reinlichkeit zu beobachten und das Fleisch desselben bei der Zubereitung der Speisen längere Zeit kochen zu lassen, wodurch wenigstens die gefürchteten Trichinen und die Eier des Bandwurms zerstört werden. Leider ist auch das Fleisch des Rinds und der Schafe nicht frei von Schmarotzern, die dem Menschen gefährlich werden können.

Was die religiösen Bedenken des Verf. gegen den Genuß des Schweinefleisches betrifft, so können wir ihm nur empfehlen, die heilige Schrift und besonders das neue Testament zu studieren und dazu sich die Erleuchtung von oben zu erbitten. Gegen Schwache soll man Nachsicht üben, aber es liegt der Verdacht nahe, daß sich bei einigen die Schwachheit in Kraft nach der verkehrten Richtung hin ausbildet, die dann gebraucht wird, die Gewissen der wirklich Schwachen zu beschweren w i d e r den Willen Jesu und der Apostel, welche der Schreiber des Obigen wähnt in dieser Sache auf seiner Seite zu haben. Die Behauptung, daß die Schweine nie zum Essen [illegible] wurden, ist ganz richtig; kein Tier wurde dazu geschaffen; es wurde demMenschen nach 1. Mose 9, 3: „Alles was sich reget und lebt, das sei eure Speise", usw. zur Speise gegeben.

Daß Christus die Schweine gebraucht habe, Teufel zu ersäufen, ist eine leichtfertige und sündliche Entstellung des Berichtes von der Austreibung der „Legion" aus demBesessenen, bei welcher Gelegenheit sich die Herde Säue, in welche mit der Einwilligung Jesu die Teufel gefahren waren, ins Meer stürzte und „ersoffen". Daß hier nicht die Rede vom Ersäufen der Teufel, sondern der Schweine ist, sieht jeder leicht ein. Es ändert dies freilich nichts bezüglich der Schweinefleischfrage, es ist aber durchaus wichtig, die Berichte der Bibel so wiederzugeben, wie wir sie in derselben verzeichnet finden. Daß wir den letzten Teil des Aufsatzes überhaupt weglassen, wird der Schreiber uns hoffentlich nach reiflicher Ueberlegung der Sache nicht übel nehmen.

E d i t o r.

Die Deutschen in Rußland vor 100 Jahren.

Eine ungeheure Völkerwelle wälzte sich gen Osten, hypnotisiert durch den Klang des Namens Napoleon, geblendet durch seinen Ruhm und das Geheimnis der Unbesiegbarkeit. Ins Unermeßne, ins Uferlose gingen die Pläne des Korsen, und der Abfall des Kaisers Alexanders von Rußland war ihm vielleicht ein recht erwünschter Anlaß, den Weg nach Indien über

Moskau in seine Gewalt zu bekommen, nachdem er den südlichen Weg durch das Mittelmeer den Engländern, dank Nelson, nicht hatte entreißen können.

Nach Indien über Moskau! Blendend, wie der Name des Kaisers, stiegen feenhafte Bilder von orientalischer Märchenpracht vor den Augen Europas auf. Märchenbilder, wie sie sich der gewöhnlicheSterbende nur im Traume ausmalen konnte, unter der Führung des großen, unbesiegbaren Kaisers mußten sie Wirklichkeit werden, denn ihm ist alles möglich, seiner Führung vertrauen sich Menschen und Völker blindlings an.

Zuerst galt es, Rußland niederzuzwingen. Es wird dem Kaiser ein Spiel sein. Halb Europa rief Napoleon unter die Waffen, außer seinen Franzosen die Spanier, Portugiesen, Italiener, Schweizer, Oesterreicher, Belgier, Holländer und alle deutschen Stämme, Württemberger, Bayern, Sachsen, Westfalen, Reußer, Lipper, Oldenburger, Mecklenburger, Braunschweiger, Anhalter,. Wer zählt die Völker, nennt die Namen! Auch die Preußen mußten Heerfolge leisten. Es war eine neue Völkerwanderung, die auf den Wink Napoleons nach Rußland zog.

Von Deutschen waren über 200,000 Mann in diesem gewaltigen Heere, für damalige Zeiten ein unerhörtes Aufgebot. Davon entfielen auf die Preußen ungefähr 20,000, auf die Bayern mehr als 30,000, die Westfalen 25,000, die Sachsen 26,000, Badener 7000, Rheinhessen 5000, mit kleineren Zahlen waren die übrigen Staaten vertreten, aber kein deutscher Volksstamm fehlte ganz.

Nur der zehnte Teil aller Feldzugsteilnehmer kehrte zurück, die übrigen sind geblieben.

Geblieben. Wie harmlos doch die deutsche Sprache sich ausdrücken kann! Denn hinter dem schlichten Wort verbergen sich alle Greuel und Grausamkeiten des Krieges, alles Leid und alle Not, denen Menschen nur ausgesetzt werden können, alle Wut und Raserei, der entfesselte Leidenschaft, Haß und Gier fähig sind. Geblieben bedeutet nur für die wenigsten einen ehrenvollen Tod vor dem Feinde, für Hunderttausende ist es der Ausdruck von Verhungern, Erfrieren, Ertrinken u. Umkommen in der jämmerlichsten Form. Tausende wurden in Krankenhäusern verbrannt, Tausende im Gedränge unter die Räder, unter die Hufe gestoßen, zerfahren und zertreten, Tausende wegen eines harten Stükkes Brot, wegen eines Schlucks Wasser oder Kaffee niedergeschlagen,Tausende ins Feuerlager gestoßen, um anderen Frierenden Platz zu schaffen. Unsere Phantasie wäre nie und nimmer in der Lage, all die Greuel zu ersinnen, denen die Teilnehmer des Zuges nach Moskau ausgesetzt gewesen sind. Wir sind versucht, Schilderungen dieser unglaublichen Vorgänge als übertrieben zu bezeichnen, wenn nicht Hunderte von ganz einwandfreien Zeugen für die Richtigkeit bürgen würden.

Als Napoleon die Völker zur Heerfahrt sammelte, folgten sie ihm freudig und mit Begeisterung, denn der Ruhm des Kaisers, der Zauber der Unbesiegbarkeit rissen alle mit fort. Jeder wollte dabei sein, mitwirken an den neuen Ruhmestaten. Und als dann alles ganz anders kam, hielten sie stumm und treu ihr Gelübde der Heeresfolge, bis der gänzliche Untergang alle Bande aufhob.

Als die Russen Schritt für Schritt zurückgingen und einer Schlacht auswichen, war die Begeisterung der tatendurstigen großen Armee bald verflogen. Verdrossen marschierten die Hunderttausende immer tiefer nach Rußland hinein, in Staub und Sonnenbrand. Endlich, bei Smolensk gab es eine Schlacht. Doch was nützte der Sieg? Die Russen verwüsteten die Stadt, steckten die Vorstädte in Brand und zogen ab. Ein Mitkämpfer schreibt: „Die abziehenden Russen hatten alles verwüstet, was irgend hätte von Nutzen sein können. Leichen überall, aber welche Leichen! Niemand hatte Zeit und Lust gehabt, sie aus dem Wege zu räumen und gleichzeitig durch Gewohnheit des täglichen Anblicks u. eigenen Leidens gegen das, was in andern Zeiten den Gefühllosesten mit Schauder erfüllt haben würde,waren Geschütz, Bagage, Pferde und Fußvolk zweier Armeen über Tote, und Verwundete hinweggezogen . . . Mit Schaudern dachte man: Das waren Menschen wie du, was kann aus dir werden!"

Das war das Vorspiel zu einer Sinfonie der Leiden und Grausamkeiten, wie sie die Weltgeschichte furchtbarer weder vorher noch nachher erlebt hat. Am besten erging es den Preußen, die als nördliche Seitenarmee nicht so weit ins Land drangen, und außerdem nur mit Widerwillen gegen die Russen zogen, in denen sie von Anfang an nicht ihre Feinde sahen. Auch die Oestereicher, eine Teil der Sachsen, die südlich der Hauptarmee standen, kamen glimpflich davon. Dafür hatten sie nicht den Triumph, Moskau zu sehen, das Ziel ihrer Wünsche, die Sehnsucht von Hunderttausenden. Die Sehnsucht sollte gestillt werden. Anfang September sah die große Armee das heilige Moskau. Das war der höchste Festtag des unermeßlichen Heereszuges, dann begann eines Leidenszeit, die jeder Schilderung spottet.

Schon der Einzug in die Stadt, die nach mörderischen Kämpfen erobert worden war, brachte böse Enttäuschungen und ließ das Aussichtslose aller Hoffnungen erkennen, die jeder an den Fall der alten Zarenstadt geknüpft hatte. Ueberall sahen die einziehenden Sieger verdächtige Gesellen, ruppige und struppige Kerle, deren Blick schon nichts Gutes ahnen ließ. Das war die Garde des Rostopschins, die dieser edle Russe neben Herostrat und Nero der berühmteste Brandstifter der Welt, aus den Dunkelkammern der moskowitischen Gefängnissen hervorgezogen hatte, um den Feinden in der guten Stadt Moskau einzuheizen.

Eine teuflische Rache!"

Diese Gesellen steckten Moskau in Brand, nachdem die Stadt fast von der gesamten Einwohnerschaft verlassen worden war. An allen Ecken züngelten die Flammen empor, an Hunderten von Häusern entstanden immer neue Brände, sodaß schließlich alle Löschversuche aufgegeben werden mußten, und die große Armee sich genötigt sah, außerhalb der Stadt ihr Lager aufzuschlagen.

Man kennt die Geschichte des wartenden Napoleons und seine eitle Hoffnung, die Russen möchten kommen und um Frieden bitten. Wochenlang lag er mit seiner großen Armee vor den rauchenden Trümmern Moskaus. Die Truppen, Offiziere wie Mannschaft retteten aus der Stadt, was noch zu retten war, das heißt sie plünderten in der schamlosesten Weise. Enttäuscht führteNapoleon nach langem fruchtlosen Warten seine Heerscharen zurück auf dem zweifach verwüsteten Wege des Hermarsches. An den Flanken und im Rücken wurde der schwerfällige mit kostbarer Leute beladene Zug ständig von Kosaken belästigt. Zu Hunderten bröckelten täglich, ja stündlich diejenigen ab, die sich zu weit nach rechts oder nach links wagten, oder die allzusäumige Nachzügler waren. Die Verpflegung wurde schwierig, dazu kam Anfangs November eine schneidende, den Westeuropäern ganz unbekannte eisige Kälte, der die schlechtgenährten, geschwächten und überanstrengten Menschen in Scharen zum Opfer fielen. Der Westfale Loßberg schreibt am 7. November: „In dem Biwak, welches wir heute morgen verlassen haben, hat das Regiment einige zwanzig Mann müssen liegen lassen, denen es die Kräfte nicht gestatteten, den Marsch fortzusetzen. viele davon waren im Sterben begriffen und der Abschied von ihnen war ein herzzerreißender Anblick."

Und wie den Westfalen, so ging es auch den andern Truppenteilen, der Generalstabschef der württembergischen Truppe sagte am 8. November: „Nun habe ich das Schrecklichste in meinem Leben gesehen.— Draußen auf der Ebene liegen unsere Leute, wie sie sich abends um das Feuer gelagert hatten, erstarrt, erfroren und tot umher." So fing das große Massensterben an, das jetzt täglich Tausende von Opfern hinraffte.

Das Los der erstarrten Zurückbleibenden war entsetzlich, Wölfe und wilde Hunde rissen ihnen das Fleisch vom Körper und die Unglücklichen konnten sich nicht wehren, obgleich sie noch bei vollem Bewußtsein waren. Andere wurden von den Kosaken bis auf die Haut ausgeplündert und dann der Kälte überlassen, bis sie erfroren. Am schlimmsten aber hatten es die, die den russischen Bauern in die Hände fielen. Die Landbevölkerung war in religiösem Haß gegen die Eindringlinge entbrannt und schlachtete und mordete jeden Nachzügler, der ihr in die Hände fiel. Nach der Schlacht bei Wiasma sah der englische Militärattache Wilson eine Schar von Weibern um einen Baumstamm tanzen, auf dem 60 Menschen mit den Köpfen festgebunden lagen, denen die Megären nach dem Takte eines Nationalliedes mit dicken Knütteln die Schädel zerschlugen. Andere Gefangene wurden mit Stroh umwickelt und angezündet, die entsetzlichsten Grausamkeiten waren an der Tagesordnung.

Das marschierende Heer hatte nicht min-

der zu leiden. Hier war Pferdefleisch zur Hauptnahrung geworden, aber was für Pferdefleisch! Ein Teilnehmer erzählte, daß beim Braten aus dem kranken Fleisch Eiter quoll, aber es wurde doch mit Gier verschlungen. Auch andere menschliche Regungen gingen verloren, man gab dem verendenden Pferde nicht mehr den Gnadenstoß, „sondern man schn tt dem noch lebenden Tiere seinen Theil ab."

Und wie gegen das Tier, so wurde mit der Zeit derMenschen auch gegen die Menschen. Die Rohheit und Rücksichtslosigkeit, das Gehen über Leichen feierte Triumphe, besonders an schmalen Wegstellen oder an Flußübergängen. Am bekanntesten ist der Uebergang über die Beresina auf zwei schmalen Stegen unter dem Feuer der russischen Kanonen. Schon weit vor der genannten Brücke kämpften verschiedene Kolonnen einen erbitterten Kampf um den Zugang. Der Einzelne wurde gedrängt und geschoben, bis er sich nach stundenlangen Bemühungen doch von der Brücke abgedrängt fand und wieder umkehren mußte. Es waren vom Schicksal Begünstigte, die ihr Ziel erreichten. Hunderte wurden von den schmalen Planken ins Wasser gestürzt und ertranken in den e'sigen Fluten. Hunderte wurden zu Boden geworfen und zutode getrampelt. Tausende gaben nach mehreren vergeblichen Versuchen die Hoffnung ganz auf, blieben zurück und fielen den Russen in die Hände, die sie niedermachten.

Die sich glücklich auf das andere Ufer gerettet hatten, traten den Weg nach Wilna an. In diesen Tagen forderte wieder die Kälte unheimlich v'ele Opfer.

„Der 7. Dezember," schreibt der badische Generalmajor Hochberg, „war der schrecklichste Tag meines Lebens. Um 3 Uhr morgens befahl der Marschall (Victor) den Abmarsch. Als das Signal dazu gegeben werden sollte, war der letzte Tambour erfroren." Das Journal des badischen Leibregiments gibt für diesen Tag 27 Grad Reaumur — d. i. 30 Grad Fahrenheit — an. Auf welche Art die Kälte wirkte, können w'r nicht aus den Berichten der Augenzeugen erkennen. Der bergische Sergeant v. Toenges schreibt: „Sobald einer, erschöpft, nur einen Augenblick verweilte, ergriff ihn des Winters eisige Hand und hielt ihn für immer fest. Umsonst versuchten diese Unglücklichen, ihre allmähliche Erstarrung fühlend, sich wieder aufzurichten und, der Sprache und jeder Empfindung schon beraubt, einige Schritte zu tun: ihr Blut erstarrte in den Adern, eine gänzliche Lähmung ergriff ihr Herz, die dann auch auf den Kopf überging, und so schwankten d'ese Opfer des Todes noch einige Augenblicke besinnungslos umher . . ." Ein anderer Teilnehmer berichtet: „Es war eine ganz eigene Erscheinung, daß man die kaum noch ziemlich munter sprechenden Leute, wie vom Schlage getroffen, neben sich niederstürzten sah und auf der Stelle tot erblickte."

Wie we't der Hunger die Mannschaften der großen Armee trieb, läßt sich daraus erkennen, daß Totschlag wegen eines Stückes Brot oder einer Handvoll Zucker nicht zu den Seltenheiten gehörten, und daß von verschiedenen ganz einwandfreien Zeugen sogar Fälle von Kannibalismus berichtet werden.

Ein letztes großes Massengrab wurde den Kriegern Napoleons d e Stadt Wilna. Die Berührung m t anderen Menschen, menschenwürdige Wohnung, dieMöglichkeit, Speise und Getränke zu erwerben, veranlaßte viel, in der Stadt zu bleiben, als die Armee nach Kowno weiterzog. Für die meisten war es der sichere Tod. Die Kosaken folgten den Abziehenden auf dem Fuß und stachen nieder, was ihnen begegnete. Aber d e Zahl der Zurückgebliebenen war zu groß, als daß man die Tausende hätte einfach hinschlachten können; sie wurden in Klöstern und Gebäuden gefangen gehalten, das heißt, ohne jede Heizung der Kälte preisgegeben. Und den Gefangenen Nahrung zu geben, wurde vergessen, sodaß sie langsam hinsiechten und verschmachteten. Ueber die Sterblichkeit der Zurückgebliebenen berichtet der Engländer Wilson, der unter den russischen Truppen unter Kutusow nach Wilna kam: „Das St. Blasius Hospital bot den schrecklichsten Anblick dar: 7500 Leichen waren in den Gängen wie Bleimulden übereinandern geschichtet; auch in allen andern Räumen lagen solche herum; und die zerbrochenen Fenster und die Löcher in den Mauern waren mit Füßen, Beinen, Händen, Rümpfen und Köpfen zugestopft, wie sie gerade paßten, um die kalte Luft den Lebenden fern zu halten. Das Faulen des tauenden Fleisches, wo d'e Teile sich berührten, und der Prozeß der Zersetzung ging vor sich, verbreitete ringum einen leichenhaften Gestank."

Diese wenigen Proben genügen schon, uns das grauenvolle Los der „Gebliebenen" erkennen zu lassen. Das war das Schicksal unserer verblendeten Vorfahren, die für einen fremden, freilich genialen Feldherrn Haus und Heimat verließen, oder auch gezwungen verlassen mußten, ein Schicksal, wie es sich entsetzlicher nicht ausdenken läßt. Wir müßten all das Entsetzliche für Wahngebilde, für Uebertreibungen halten, wenn nicht hunderte zuverläßiger deutscher Zeugen selbst das Schlimmste zur Tatsache erhärteten.

Die wenigen aber, d'e den Weg zurück in die Heimat fanden, waren in Fetzen gekleidet, und von Ungeziefer und Schmutz starrend, trugen viele den Keim einer tötlichen Krankheit in sich. Denn auch Krankheiten und Seuchen g'ngen als Gehilfen des Todes mit Frost und Grausamkeiten auf dem ganzen Marsche Hand in Hand.

1912 ist für Europa ein Gedenkjahr der allertraurigsten Art. Als einziger Schimmer schwebt über den Ereignissen, die sich vor hundert Jahren in Rußland abgespielt haben, das Bewußtse'n, daß in ihnen der Keim zur Befreiung aus den Fesseln Napoleons liegt. Und das ist es, was uns jetzt, nach Ablauf eines Jahrhunderts mit dem Entsetzlichsten auszusöhnen vermag.

— Lincoln Fr. Pr.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Ein Herr fuhr über den Atlantischen Ozean. Eines Tages stand er auf dem Verdeck des Dampfers bei dem Kapitän, einem braven, aber ungläubigen Mann. Da fiel ihm ein Buch aus der Rocktasche. Der Kapitän, welcher dies bemerkte, hob es sogleich auf und händigte es dem Herrn ein. Dieser dankte warm und höflich, indem er hinzufügte „Ich schätze dies Buch über alles hoch und es täte m'r außerordentlich leid, wenn ich es verlieren sollte."

„Was ist das für ein Buch," fragte der Seemann.

„Nun, das ist meine Karte und mein Kompaß. Sie haben Ihre Karte und Ihren Kompaß, um Ihr Schiff zu leiten; an Stelle derselben habe ich d'ese Bibel um mein Leben zu leiten. Und, Herr Kapitän," fügte er lächelnd hinzu, „ich wünsche, Sie wären Ihres Weges immer so sicher, wie ich des meinigen."

Weiter wurde nichts mehr gesprochen; aber nach ein'ger Zeit suchte der Kapitän seinen freundlichen Reisenden auf, und erzählte ihm, der Pfeil, der scheinbar in die Luft geschossen worden sei, habe sein Ziel genau getroffen.

„Wenn Sie versucht hätten, mir zu predigen," sagte er, „so hätte ich Ihnen eine grobe Antwort gegeben; aber die wenigen Worte, die sie gesprochen, und die Art, wie sie dieselben anbrachten ergriffen mich so, daß ich den Eindruck nicht von mir abschütteln konnte. Jetzt habe auch ich Ihren Kompaß gewählt."

Armut ist keine Schande, erst manche Art von Wohltätigkeit macht sie dazu.

Ueber das Ausblasen der Petroleumflamme erläßt ein sachkundiger Industrieller folgende eindringliche Mahnung: Wenn es richtig ist, daß unter Hundert Neunundneunzig die Lampe von oben ausblasen, so ist es ebenso richtig, daß diese Neunundneunzig der gleichen Gefahr ausgesetzt sind, die dem hundertsten wirklich passiert, nämlich sich mit Petroleum zu verbrennen. Wenn der Oelbehälter weit hinunter leer ist, so ist nämlich zu riskieren, daß der leere Raum infolge des Oeles mit Gas, ganz gleich wie Leuchtgas, angefüllt ist. Trifft es sich nun, daß der Docht im Brenner etwas zu schmal ist, und die Röhr nicht ganz ausfüllt, so bläst man die Flamme durch den offenen Raum hinunter, das Gas fängt Feuer, zersprengt den Oelbehälter, und das übrige heiße Oel fängt Feuer, ergießt sich über Kleider, Möbel und Zimmerböden, und das Ende ist, was Zeitungen fast alle Wochen aus allen Teilen des Landes zu berichten haben.

Will man eine Petroleumlampe ohne Gefahr auslöschen, so drehe man den Docht auf die Höhe der Röhre hinunter, aber nicht weiter, sonst riskiert man, daß die Flamme in den Oelbehälter kommt und wieder eine Explosion verursacht; dann bläst man sie von unten durch einfach aus.

Das Petroleum ist in kaltem Zustande ganz ungefährlich und man kann es mit Zündhölzchen nicht anzünden; erwärmt man es aber auf die Grade, die es in ein paar Stunden in der brennenden Lampe erhält, so darf man kaum mit Feuer in die Nähe kommen.

Was es nimmt, ein Narr zu werden.

Wir kamen vom Kirchhof. Drei Herren mit Zylinder, Frack, weißer Weste und Glacehandschuhen — sie zählten zu den Prominenten, bei ihnen gleichbedeutend mit Aufgeklärten, — teilten mit mir die Kutsche. Der Verstorbene unterschied sich von ihnen darin, daß er „die Schwachheit hatte“ kirchlich gesinnt zu sein, im übrigen rühmten sie seine Vorzüge, das war die Einleitung. Meine Ansprache über die Worte: „Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe,“ war nicht nach ihrem Geschmack. Das glaubte ich ihnen, und freute mich deswegen von ganzem Herzen. „Geschmackvolle Leichenreden haben einen brenzlichen Geruch. — „Hier sind zehn Dollar,“ sagte ein „Betrübter“ zum Pastor. „Halten Sie ihm eine gute Leichenrede..“ — „Das besorgt der Teufel, meine Aufgabe ist's, die **Wahrheit** zu sagen,“ war die Antwort.

„Herr Pastor,“ begann einer der Herren, indem er seinen Zylinder liebreich streichelte, „Sie sind ein gewandter Redner, aber was Sie da gesagt, das glauben Sie doch selber nicht, wie?“ — „Gewiß, mein Herr, von ganzem Herzen.“ „Nun, Sie erwarten doch nicht von uns, daß wir es glauben sollen?“ „Mein Herr, ich teile meine Zuhörer in drei Klassen; zur ersten zähle ich die, welche Geist und Verstand besitzen, und folgedessen die Wahrheit erkannt haben, zur zweiten die, welche Herz und Gemüt haben, und in der Wahrheit den rechten Trost suchen und finden und dann — noch eine dritte Klasse.“

„Zu welcher zählen Sie uns?“

„Das können die Herren selbst entscheiden.“

Nun, ich halte dafür, daß man doch ein N a r r sein müßte, im aufgeklärten Jahrhundert an die Bibel zu glauben.“

„Ich glaube daran.“

„Natürlich haben die Herren Pfarrer ein angenehmes Leben und für einen guten Gehalt dürfen Sie ja schon dergleichen leisten.“

„Und Sie, meine Herren, haben auch den Dollar lieb und ein angenehmes Leben verachten Sie doch auch nicht?“

Alle drei: „Selbstverständlich nicht!“

„Und warum sind Sie denn nicht auch Pfarrer geworden?“

„Ja, dazu braucht es Geld, umsonst kann

man nicht studieren, und dann muß man auch Kopf haben."

„So? Nun, dann gestehen Sie selbst, ein Pfarrer, d. i. ein Narr sein zu können bedarf es mehr als Sie haben und können. Es nimmt Mittel und Talente, und beides besitzen Sie zugestandener Weise nicht. Danke Ihnen für das Zugeständnis; demnoch ist der Narr der Klügste in der Kutsche."

Wir waren am Ziel; sie am Ziele ihres Witzes, ich am Ziele meiner Fahrt. Mit einem: „Ich empfehle mich den Herren!" stieg ich aus.—P. Wienand. —Wbl.

Unbewußte Kritik.

Als ein Londoner Prediger unlängst die Stufen zu seiner Kirche hinaufschritt, bat ihn eine alte Dame, ihr doch etwas behilflich zu sein. Mit großer Zuvorkommenheit bot er ihr den Arm. Oben angekommen, fragte sie ihn außer Atem, wer denn eigentlich predige. — „Rev. . . .", erwiderte er, indem er seinen eigenen Namen einschaltete. „Du liebe Zeit!" rief die Dame aus, „bitte, helfen Sie mir wieder die Stiege hinunter! Ich würde lieber dem endlosen Geklapper einer Windmühle zuhorchen als diesem Prediger. Helfen Sie mir die Treppe hinunter, ich werde nicht in die Kirche gehen!"

Der Prediger lächelte und reichte ihr seinen Arm aufs neue. Als er sich von ihr trennte, sagte er: „Ich würde selbst nicht in die Kirche gehen, wenn ich nicht der Prediger wäre."

Christen sind Bauholz.

Bei Adelboden im Berner Oberland steht ganz einsam eine mächtige Tanne, deren knorrigen Stamm drei Männer kaum zu umspannen vermögen u. deren engverzweigte Aeste im weiten Umkreis sich tief zur Erde neigen wie ein schützender Schirm. Man nennt daher die Tanne auch Schirmtanne. Der Baum ist wunderbar anzuschauen, man staunt ihn an wegen seines Wuchses, aber trotzdem gibt er niemals Bauholz, sondern nur Brennholz.

Gibts nicht viele Christen, die dem Baume gleichen? Sie stehen einfach u. isoliert in ihrem Leben, man staunt sie auch an wegen dieser und jener Eigenschaften und doch taugen sie nichts für die christliche Gemeinschaft und für den Bau des Reiches Gottes. Wollen wir diese Aufgabe erfüllen, dann müssen wir nicht allein stehen im Leben wie jene Schirmtanne, sondern mit andern Christenleuten zusammenstehen, dann dürfen wir nicht bloß in die Breite wachsen, sondern schlank in die Höhe, dann müssen wir unser Ziel im Himmel haben. Christen sollen kein Brennholz sein in der Ewigkeit, sondern Bauholz für Gottes Reich.

Kleine Tiere besitzen oft erstaunliche Körperkräfte. Würde man diese Körperkräfte auf den Menschen im Verhältnis seiner Größe übertragen, so könnte er großartige Schaustücke vollführen. Die Heuschrecke z. B. bringt Sprünge fertig, die das zweihundertfache ihrer eigenen Körperlänge betragen. Der Mensch, mit solcher Sprungkraft ausgerüstet, könnte bequem den Eiffelturm in Paris, der 1000 Fuß hoch ist, überspringen. Unsere gewöhnliche Stubenfliege kann mit ihren Füßen ein Streichholz halten. Der Mensch müßte einen Balken heben, der etwa fünfmal so groß ist, wie er selbst, um mit dieser Kraft der Stubenfliege zu konkurrieren. Ganz enorme Kräfte entwickeln die Muscheln beim Schließen ihrer Schalen.

Wer ist wie der Herr, unser Gott, der sich so hoch gesetzet hat, und auf das Niedrige siehet im Himmel und auf Erden. Psalm 113, 5. 6.

Wunderbare Heilung.

Sioux Falls, S. Dak., 31. Aug.

Martha Rasmussen, ein zwölfjähriges Mädchen aus dem Deul County fiel vor einigen Tagen auf der Farm ihres Vaters von einem Baum und brach das Rückgrat. Sie ist jetzt nicht nur noch am Leben, sondern es ist sogar Aussicht vorhanden, ihr noch ein gesundes ..eben für viele Jahre zu bereiten. Man hat einen Teil des gebrochenen Rückgrats entfernt und die zwei verletzten Rippen eingerichtet. Die Aerzte sind zuversichtlich, daß die Kleine vollständig wieder hergestellt wird.

Massenauswanderung.

London, 3. September.

Die Zentralregierung von Australien ist auf ein sehr erfolgreiches Mittel verfallen, um die Einwanderung zu mehren. Die dort bereits ansässigen Engländer sind aufgefordert worden, Bekannte und Verwandte in der alten Heimat namhaft zu machen, die sich zu tüchtigen Ansiedlern eignen dürften. Diese werden dann von der australischen Regierung mit Geld unterstützt, um ihnen die Auswanderung zu ermöglichen. Die Folge ist, daß alle englischen Schiffe in den nächsten Monaten voll besetzt sind und viele englische Auswanderer mit deutschen Schiffen fahren werden. Andere entschließen sich, nach Südamerika auszuwandern, da sie nun einmal ihr Zelt in der Heimat abgebrochen haben. Auf diese Weise verliert die australische Regierung das vorgeschossene Geld und den Einwanderer. — Der Londoner Chef des Auswanderungsbüro von Neusüdwales erklärt, daß es ihm unmöglich sei, 3000 Passagiere zu befördern, die zur Abreise bereit seien. Dieser Agent allein hat in diesem Jahre 20,000 Engländern zur Auswanderung verholfen. Die Gesamtzahl der dieses Jahr nach Australien ausgewanderten Engländer dürfte 100,000 übersteigen.

Die Bibel in Bildern.

Was kostet das Bremsen eines Eisenbahnzuges.

Von den Kosten, die beim Bremsen eines in voller Fahrt befindlichen Eisenbahnzuges entstehen, macht man sich im allgemeinen meist eine falsche Vorstellung und zwar werden sie wohl fast durchweg als nicht beachtenswert angesehen. Sie sind jedoch beträchtlicher, als man gemeinhin glaubt, und setzen sich hauptsächlich aus drei Posten zusammen, nämlich zuerst aus den Kosten für die Erzeugung der beim Bremsen vernichteten Schnelligkeit, die alle vollkommen vergeblich aufgewendet sind. Dann aus den Kosten, die nötig sind, um dem gebremsten und stillstehenden wieder die richtige Fahrgeschwindigkeit zu geben, und endlich aus den Kosten für die beim Bremsen des Zuges entstehende Abnützung an Material, die hauptsächlich im Verschleiß an Bremsklötzen und Radkränzen besteht. Nach dem auf unseren Eisenbahnen durchgeführten Versuche kostet das Bremsen und Wiederanfahren eines Zuges von vier Wagen, der mit 50 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde dahineilt, etwa 50 Cents. Hat der Zug mehr Wagen und fährt er mit verringerter Geschwindigkeit, so vergrößern sich die Kosten rasch. Sie betragen bei einem Güterzug von 30 Meilen Geschwindigkeit von zehn Wagen $1.00, bei solchem der acht Wagen etwa 75 Cents. —Lincoln Fr. Pr.

Das Land der ehrlichen Leute.

Finnland darf sich der seltenen Auszeichnung rühmen, daß seine Gefängnisse nahezu leer stehen, da schwere Verbrechen und besonders Diebstähle dort seltene Ausnahmeerscheinungen bilden. Auch dem Reisenden, der Finnland zum ersten Male besucht wird es nicht entgehen, daß er sich in einem Lande befindet, das in mancher Hinsicht von allen andern Gegenden der Welt völlig verschieden ist. So bleiben beispielsweise die Buffetts in den Bahnhofrestaurants, vor denen die Züge fast ausnahmslos nur wenige Minuten halten, völlig unbeaufsichtigt. Der Reisende trifft unter den aufgestellten Speisen seine Wahl, legt den auf einem Zettel verzeichneten Betrag auf den Tisch und geht sodann mit der erstandenen Speise zum Zuge zurück, um sie unterwegs in aller Ruhe zu verzehren. Es scheint keinem Finnländer auch nur in den Sinn zu kommen, daß man die Zahlung „vergessen" oder einen geringern Preis als den vermerkten hinterlassen könnte. In Finnland schläft man auch im unverschlossenen Zimmer und bei unverschlossenem Hause. Ja, die Tore zu den Herrenhäusern der großen Guttsherren weisen öfters nur eine einfache Klinke auf, die man von außen wie von innen öffnen kann.

Das schwere Schicksal anderer erscheint uns klein, unsere eigenen kleinen Sorgen dagegen riesengroß.

Opfert sein Leben.

St. Joseph, Mo., 31. August.

Iwan White, ein Weichensteller in Burlington, büßte sein Leben dabei ein, daß er einen Passagierzug vor dem Zusammenstoß mit einem Lastzug bewahrte. Er sah im letzten Augenblick den Zug auf dem selben Geleise daherbrausen, auf dem der Lastzug stand, stürzte sich auf die Weiche und riß sie herum. Als er sich aufrichtete erfaßte ihn der Zug und verletzte ihn tötlich. Er hinterläßt eine Witwe und ein vier Jahre altes Töchterchen.